

DIETER AURASS

Frankfurter
Schattenjagd

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2018

Lektorat: Dominika Sobecki
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © xxx
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-2211-9

PROLOG

April 2006 – Frankfurt am Main

Natascha zog den Pelzmantel enger um ihren mageren Körper. Es war zwar bereits Mitte April, aber nachts wurde es noch immer empfindlich kalt.

Ivan hatte ihr drei Dinge beigebracht, die sie verinnerlicht hatte und trotz ihrer erst 16 Jahre treu befolgen würde: Geh mit keinem Freier, der dich nicht vorher bezahlt hat, lass dich auf keinen Fall mit Gelben oder Braunen ein, und wage es nicht, in die eigene Tasche zu arbeiten.

Nicht, dass sie auch nur im Traum daran gedacht hätte, Geld vor Ivan zu verstecken ... nein, auf keinen Fall. Er war ihr Held, ihr Beschützer und ihr Liebhaber. Er hatte sie gerettet und unter seine Fittiche genommen, als ihre Mutter vor zehn Jahren gestorben war – zumindest nahm Natascha an, dass sie gestorben war. Auf einmal war sie nicht mehr da gewesen, also musste sie gestorben sein. Niemals hätte ihre geliebte Mama sie allein gelassen. Der Zobelmantel war alles, was ihr von Mama geblieben war – und die immer mehr verblassende Erinnerung an sie. Ihren Vater hatte Natascha nie gekannt. Er musste die große Liebe ihrer Mutter gewesen sein, zumindest hatte die das immer erzählt. Er hatte sie in den Wirren unmittelbar nach dem Super-GAU, während des dadurch ausgelösten Exo-

aus beschützt, sie von St. Petersburg sicher bis hierher nach Frankfurt gebracht und dann geheiratet. Schon auf der Flucht nach Westen war sie schwanger geworden, und sie hatten einen Sohn bekommen, der aber mit nur einem Jahr in der Großen Hungersnot im Winter 1987 gestorben war. Es musste eine schlimme Zeit gewesen sein, und Natascha war dankbar, dass sie erst zweieinhalb Jahre später zur Welt gekommen war, als es bereits Containersiedlungen für die vielen Flüchtlinge aus aller Herren Länder gab – beheizbare Unterkünfte, die nach Herkunftsländern gruppiert waren und eigene kleine Städte bildeten. Trotzdem hatte sie ihren Vater nicht kennenlernen können, denn er war bei den europaweiten Unruhen im ersten Halbjahr 1991 ums Leben gekommen.

Die Erinnerung an die Erzählungen ihrer Mutter ließ sie erneut frösteln. Der Umstand, dass sie unter dem Pelzmantel nackt war, trug nicht dazu bei, die von unten hochziehende Kälte abzuhalten. Zumal sie, jedes Mal wenn ein Wagen langsam die Straße entlangfuhr und ein potenzieller Freier die am Straßenrand stehenden Mädchen beäugte, den Mantel weit öffnete, damit die Männer einen Blick auf ihren jungen Körper werfen konnten. Aber es war bisher ein schlechter Abend gewesen, und sie stand nun schon seit zwei Stunden hier, ohne die Gelegenheit bekommen zu haben, sich in einem der Fahrzeuge wenigstens für einige Minuten aufzuwärmen.

Die weiße Stretchlimousine war allen Mädels sofort aufgefallen, denn solche Fahrzeuge sah man hier äußerst selten. Der Straßenstrich war nicht die beliebteste Gegend für die Reichen, und wenn, dann waren es Leute mit

sehr abartigen Wünschen, die sie von Edelprostituierten nicht erfüllt bekamen. Schon als der Wagen noch mehrere Hundert Meter entfernt war, konnte Natascha beobachten, dass eine der Seitenscheiben heruntergefahren war und jemand alle paar Meter etwas aus dem Wagen vor die Füße der am Straßenrand langsam näher herantretenden Mädchen warf. Sie sah und hörte, wie einige Frauen erschrocken aufschreiend zurückwichen, und konnte sich keinen Reim darauf machen. Als die Limousine noch etwa 50 Meter entfernt war, konnte sie erkennen, dass etwas in Stoff gewickeltes aus dem Wagen geflogen kam und klatschend vor die Füße ihrer Freundin Irina fiel – die es anstarrte und sich nicht mehr bewegte. Dann war der Wagen bei ihr angekommen und durch das offene Fenster flog etwas von der Größe eines Fußballs. Allerdings hingen an dem Fußball lange Fäden, die sich um ihn wickelten, als er holpernd auf sie zurollte.

Noch immer verstand sie nicht, was hier gerade geschah, und als der Ball etwa zwei Meter entfernt zum Liegen kam, trat sie verwirrt näher heran.

Je mehr sie sich dem geheimnisvollen Objekt näherte, desto mehr sahen die Fäden wie nasse, verfilzte Haare aus. Und als sie sich unmittelbar davorstehend herabbeugte, sah sie direkt in das ihr entgegenstarrende geweitete Auge, das zwischen den langen schwarzen Haaren hervorlugte und sie wie anklagend anzusehen schien.

Sie spürte nicht einmal, wie sich vor Schreck ihre Blase entleerte und der Urin ihre nackten Beine hinunterlief. Alles was sie wahrnahm, war ein schrilles Kreischen, und es dauerte einige Sekunden, bis sie realisierte, dass es ihre eigenen Schreie waren.

KAPITEL 1

Wenn ich geahnt hätte, was dieser Tag mir bescheren würde ... ich wäre einfach liegen geblieben.

Nicht dass ich hätte schlafen können ... keine Chance. Das hätte der ständige Lärm meiner Mitbewohnerinnen und -bewohner verhindert, die keinerlei Rücksicht darauf nahmen, dass ich eine lange Nacht gehabt hatte und meinen Schlaf brauchte, aber mindestens in gleichem Maße mein Pflichtgefühl bezüglich der Arbeit. Also sprang ich aus meiner Schlafkoje und hoffte, dass nicht Jinjin oder Romina das Badezimmer belegte, denn sonst würde ich ungeduscht zu meiner Dienststelle gehen müssen. Aus der Gemeinschaftsküche drang ein Geruch, der mich vermuten ließ, dass Mahindra wieder einmal eines seiner indischen Spezialgerichte kochte, deren sehr gewöhnungsbedürftige Aromen bei den meisten Bewohnern unserer Wohngemeinschaft auf wenig Gegenliebe stießen. Ich ging davon aus, dass Achmed und Vladimir noch schliefen, denn die beiden arbeiteten meist bis spät in der Nacht und verpennten oft den halben Tag.

Man hätte meinen sollen, dass ein gestandener Kriminalhauptkommissar sich ein eigenes Zimmer hätte leisten können, aber die Wohnungssituation in der Acht-Millionen-Metropole Frankfurt am Main wurde nicht besser, sondern von Monat zu Monat schlechter. Der Hauptstadtstatus bewirkte, dass jede Menge Bürokraten und

Beamte aus Gesamt-Europa sich hier aufhalten mussten, ob sie wollten oder nicht. Den meisten von ihnen erging es nicht besser als mir, und da ich unverheiratet war, hatte ich keinerlei Anspruch auf eine eigene Wohnung, und sei sie noch so klein. Also hatten wir uns notgedrungen in dieser Multi-Ethno-Wohngemeinschaft zusammengefunden, was die meiste Zeit sogar ziemlich gut funktionierte ... wenn man nicht empfindlich war und bereit, sich mit anderen Kulturen, fremden Gerüchen und bisweilen absonderlich erscheinenden Verhaltensweisen zu arrangieren.

Ich hatte für den Moment wenigstens insofern Glück, als das Badezimmer frei war und ich schnell unter die Dusche springen konnte. Ein Blick auf meine wasserdichte Seiko, die ich selbst beim Duschen niemals ablegte, zeigte mir, dass es 7:30 Uhr war. Es handelte sich um ein Relikt aus grauer Vorzeit, denn heutzutage wurden keine japanischen Uhren mehr hergestellt, zumindest nicht in Japan, denn das Land gab es nicht mehr. Na ja – das Land gab es schon noch, aber es lebten keine Menschen mehr dort. Die meisten waren tot, und die Überlebenden waren nach Australien oder Europa geflüchtet, nachdem das geschehen war, was man heute nur noch als »die Kettenreaktion« bezeichnete.

Ich war gerade dabei, die Zähne zu putzen, als mein Handy nervtötend schrillte. Es war meiner Position geschuldet, dass ich überhaupt ein Handy besitzen durfte ... nein, eigentlich sollte es genauer heißen: ein Handy besitzen musste!

Ich hasste diese Dinger, mit denen du jederzeit und überall erreichbar warst. Zumal ein Klingeln in meinem Fall mit hoher Wahrscheinlichkeit bedeutete, dass etwas

passiert war, das meine Anwesenheit erforderte – und zwar noch vor dem eigentlichen Dienstbeginn.

»Xaver Xiang«, meldet ich mich mit vollem Namen, da ich nicht wissen konnte, ob es ein Mitarbeiter oder ein Vorgesetzter war, der mich zu erreichen versuchte. Alle Handys der Behörde waren mit Rufnummernunterdrückung ausgestattet, da wir mit diesen Geräten auch Ermittlungen führten und fremde Personen anriefen, an deren Rückruf uns nicht gelegen war.

»Ich bin's, Basil«, erscholl die sonore Stimme des Engländers, »wir haben einen weiteren Toten. Am besten kommst du direkt zum Fundort.« Er schilderte mir noch die genaue Stelle und legte ohne ein weiteres Wort auf.

Detective Chief Inspector Basil Brown war kein Mann vieler Worte und beschränkte sich stets auf das Wesentliche. Er war einer der erfahrensten Ermittler meines Teams, hatte bereits vor 25 Jahren bei Scotland Yard Mordermittlungen durchgeführt, und ich war sehr froh, ihn in meiner Mannschaft zu haben. So gern ich ihn mochte, so sehr hasste ich ihn in diesem Moment für sein schlechtes Timing. Ade Frühstück, ade Kaffee, ade gemütlicher Start in den Tag.

Leise fluchend warf ich mich in meine Jeans, befreite meine Waffe aus dem Wandtresor in meiner Schlafkoje und schnallte sie um. Im Hinauseilen warf ich mir noch die Jeansjacke über, dann rannte ich die Treppen hinunter in den Hinterhof, wo mein Motorrad sicher untergebracht war.

Nur zehn Minuten später bog ich von Osten kommend in die Theodor-Heuss-Allee ein, verlangsamte, damit

ich die Ausfahrt auf die B 44 nicht verpasste, die parallel zur Autobahn verlief. Mir war bekannt, dass dieser Straßenabschnitt schon vor 40 Jahren als Straßenstrich genutzt worden war, vor allem deshalb, weil er gegenüber dem Areal lag, das einmal als Messegelände von Frankfurt bekannt gewesen war. Diese Zeiten waren allerdings schon lange vorbei. In unmittelbarer Folge der Kettenreaktion, als der nicht enden wollende Flüchtlingsstrom durch Europa zog, war das Gelände zunächst für Notunterkünfte genutzt worden, später waren dort festere Unterkünfte errichtet worden. Aber an dem Standort des Straßenstriches hatten all diese Entwicklungen nichts geändert.

Als ich am Ort des Geschehens ankam, war der Verkehr bereits umgeleitet und der Zugang zum Fundort der Leiche nur noch für die Polizei, die Rechtsmedizin und den Leichenbestatter möglich. Die uniformierten Kollegen erkannten mich sowohl an meiner BMW als auch an meinem Aufzug: Jeans, Jeansjacke und ein feuerroter Helm, der schon aus großer Entfernung gut zu sehen war.

Mich wunderte, dass gerade mal ein Drittel der Uniformierten einen Blick nach außen gerichtet hatten, von wo Pressevertreter hätten versuchen können, näher an den Schauplatz heranzukommen. Die anderen beiden Drittel der überwiegend männlichen Polizeibeamten hatten ihre Blicke nach innen orientiert, wo Oberkommissarin Sabina Senjuk zusammen mit Kapitän Boris Kasov stand. Ich war mir ziemlich sicher, dass es nicht der stämmige, grobschlächtige Russe war, der das Interesse der Umherstehenden auf sich zog. Es war die Aserbaidshanerin, die teilweise mit unverhohlener

Gier angeglotzt wurde. Als junger Mann mit intakter Libido konnte ich das natürlich absolut nachvollziehen. Sabina war der fleischgewordene Männertraum – zumindest für die meisten gebürtigen Mitteleuropäer. Natürlich standen viele NEOs (von »non-European Origin« – also »nicht europäische Herkunft«), wie sie inzwischen genannt wurden, oder deren Nachkommen je nach Herkunftsland nicht auf vollbusige, schlanke Schönheiten. Aber die Mehrheit der am Fundort anwesenden Polizisten wohl eher doch. Die 28-jährige Sabina war es gewohnt, diese Art von Aufmerksamkeit zu erregen, und für gewöhnlich machte sie gute Miene zum bösen Spiel. Sie hielt die Männer auf Distanz, indem sie zwar freundlich lächelte, aber durch ihre gesamte Haltung zum Ausdruck brachte: Wahrt Abstand! Heute allerdings blickte sie ernster als gewöhnlich, was mich ein wenig verwunderte.

Gemächlich schlenderte ich auf die beiden zu. »Und, wo liegt die Leiche?«, richtete ich meine Frage an Boris.

»Von da hinten bis dort drüben«, meinte er lakonisch und deutete mit der Hand einen Bereich an, den ich auf mindestens 200 Meter schätzte. Ich verkniff mir den Scherz mit dem Opfer, das von einer Dampfwalze überrollt wurde, und sah ihn nur fragend und mit hochgezoGENER Augenbraue an.

Boris zuckte mit den Schultern und meinte: »Die Einzelteile wurden aus einem vorbeifahrenden Wagen geworfen.« Der nur 1,70 große Russe blickte zu mir auf, was meiner Körpergröße von 1,95 geschuldet war, und sah mich abwartend an. Als ich nicht reagierte, fuhr er fort: »Komm mit, ich zeige dir den Kopf.«

Er ging voraus zu der Stelle, an der Sabina inzwischen in der Hocke einen vor ihr am Boden liegenden, fußballgroßen Gegenstand betrachtete. Es gehörte nicht viel Fantasie dazu sich auszumalen, dass es sich dabei um den Kopf des Opfers handelte.

Als wir herantraten, blickte sie kurz auf. »Hi, Dex«, begrüßte sie mich nüchtern.

Es war nicht so, dass mein Team mir diesen Spitznamen gegeben hätten. Ich hatte ihn bereits als Kind in der Schule bekommen. Ich wusste bis heute nicht, was ich mehr gehasst hatte: meinen bayerischen Vornamen – das Erbe meiner Mutter – oder meinen chinesischen Nachnamen – das Erbe meines Vaters, eines China-Restaurant-Besitzers aus Frankfurt. Ein recht cleverer Mitschüler kam auf die Idee, meine Initialen, XX, als »Double Ex« (Doppel-X) zu lesen, was man hervorragend zu »Dex« abkürzen konnte. Es war wohl niemals jemand glücklicher über einen Spitznamen als ich. Seit dieser Zeit bat ich jeden, egal ob per Du oder per Sie, mich »Dex« zu nennen.

»Wissen wir schon etwas über die Volkszugehörigkeit? Was ist ... nein, was war er? NEO, NEO-Mix oder Ethno-Mix?«

Als »NEO-Mix« bezeichnete man Menschen, deren Eltern zwei verschiedenen nicht-europäischen Ethnien zugehörten, und als »Ethno-Mix« die zunehmende Anzahl von Menschen, deren einer Elternteil aus Europa stammte und deren anderer Elternteil im Rahmen des Exodus nach der Kettenreaktion nach Europa gekommen war. In den letzten Jahren war es immer schwieriger geworden, die Herkunft eines in Europa lebenden Menschen zu bestimmen.

»Nein«, antwortete Sabina kopfschüttelnd, »sie haben den Chip entfernt, bevor sie seine Teile auf die Straße geworfen haben. Die Hand mit der Tätowierung fehlt ebenfalls, also werden wir auf die DNA-Analyse warten müssen.« Sie griff mit zwei gummibehandschuhten Händen nach dem Kopf, stellte ihn auf den Hals und strich die von klebrigem Blut durchnässten Haare aus dem Gesicht. »Aber wenn ich einen Tipp abgeben sollte, würde ich auf mindestens 75 Prozent mongolisch tippen.«

Ich hätte einen ähnlichen Tipp abgegeben, aber angesichts der Tatsache, dass wir in den vergangenen zwei Wochen bereits drei NEOs mongolischer Herkunft tot aufgefunden hatten, war ich mir sowieso relativ sicher, dass wir hier einen Teil des vierten Opfers dieser Mordserie vor uns hatten. Auch bei den anderen dreien waren die Identifizierungsmerkmale entfernt worden.

Bereits im Jahr zwei nach Tschernobyl war aufgrund des nicht enden wollenden Zustroms von Flüchtlingen aus Russland, China, Indien, Japan und noch einigen anderen Ländern ein »Identitätsfeststellungsgesetz« erlassen worden, das jeden Bewohner und jede Bewohnerin Europas verpflichtete, sich sowohl einen Identitäts-Chip implantieren zu lassen als auch eine Tätowierung auf dem rechten Handrücken zu tragen. Dabei handelte es sich um einen Barcode, also eine Anzahl unterschiedlich breiter Striche, anhand derer man in einer Datenbank die Identität einer Person feststellen konnte. Das hatte den Vorteil, dass das Unwesen mit verlorenen oder gefälschten Ausweisen ein für alle Mal ein Ende hatte. Selbstverständlich hatte es Versuche gegeben, die eigene Identität durch selbstgestochene oder von Tätowierern

angefertigte Tattoos zu fälschen, aber eines der bestgehüteten Geheimnisse dieser Zeit war gewesen, dass die legale Tinte eine chemische Substanz enthielt, die von den Scannern erkannt werden konnte. Fälschungen waren unmöglich. Alle Institutionen, die früher das Recht oder die Notwendigkeit hatte, sich einen Ausweis zeigen zu lassen, waren mit Barcode-Lesern ausgestattet und hatten Zugriff auf die Datenbank, die lediglich die Identität eines Bürgers übermittelte. Dazu zählten neben den Melde- und Standesämtern natürlich auch Banken, Versicherungen oder Krankenhäuser. Der unterhalb des Schlüsselbeins implantierte Chip konnte nur von Sicherheitsbehörden ausgelesen werden und übermittelte darüber hinausgehende Informationen wie Vorstrafen, Strafakten, Gesundheitsdaten und noch einiges mehr. Auch alle gebürtigen Europäer waren verpflichtet worden, sich dieser Prozedur zu unterziehen, was zu großen Problemen geführt hatte. Ich erinnerte mich an diese schlimme Zeit, die sogar eine Partei hervorgebracht hatte, die sich »WskT« nannte – »Wir sind keine Tiere«.

Ich zwang mich, diese nicht zielführenden Gedanken abzuschütteln, damit ich mich wieder der Gegenwart widmen konnte. »Was war das für ein Wagen, aus dem die Teile geworfen wurden? Konnten die Zeugen etwas dazu sagen?«

Diesmal war es Boris, der antwortete: »Sogar eine ganze Menge. Das war ein wirklich auffälliges Fahrzeug, und wir haben sogar das Kennzeichen.«

Ich zog erneut überrascht die Augenbrauen hoch.

»Mach dir keine Hoffnungen, Dex. Wir hätten das Fahrzeug auch ohne Kennzeichen identifizieren kön-

nen. Es handelte sich um eine weiße Stretchlimousine, von denen es in ganz Frankfurt nur zwei gibt. Sie gehören einem Fahrdienst-Service, der hochrangige Persönlichkeiten wie Rockstars, Filmschauspieler oder Politiker zu irgendwelchen offiziellen Anlässen kutschiert. Der Wagen war eine Stunde vorher aus der Garage der Firma gestohlen worden, und wir haben ihn etwa zwei Kilometer entfernt aufgefunden.« Noch bevor ich die sich daraus ergebende Frage stellen konnte, ergänzte er: »Völlig ausgebrannt, also keine Chance, darin verwertbare Spuren zu finden.«

»Okay«, ich überlegte einen kurzen Moment, »dann lasst die Leichenteile in die Rechtsmedizin schaffen, und wir treffen uns auf der Dienststelle.« Da es nichts mehr zu sagen gab, drehte ich mich um, schwang mich auf mein Motorrad und brauste in Richtung meiner Dienststelle davon.

Die EPO, also die »European Police Organisation«, war im designierten Polizeipräsidium der Stadt Frankfurt untergebracht – ein Gebäude, das 3.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern Platz bot.

Als die Behörde vor fünf Jahren gegründet worden war, stand sehr schnell fest, dass der Hauptsitz in der Hauptstadt der »Föderation der europäischen Staaten« liegen würde. Mangels Platz hatte die Regierung entschieden, dass das bereits geplante und im Bau befindliche neue Frankfurter Polizeipräsidium einer alternativen Bestimmung zugeführt werden würde.

Die städtischen Beamten mussten am alten Standort im Bahnhofsviertel verbleiben oder wurden auf kleinere Dienststellen im gesamten Umland der stetig wachsen-

den Stadt verteilt. Einige wenige der Frankfurter Ermittlungsbeamten wurden in die neue Behörde versetzt, der große Rest der Mitarbeiter stammte aus verschiedenen Ländern Europas. Durch die Bank waren es verdiente Männer und Frauen, die in ihren Landesbehörden viele Erfahrungen gesammelt hatten.

Mein Team war zuständig für die Todesermittlungen in der Abteilung »Organisierte Bandenkriminalität – NEO«. Wir beschäftigten uns mit den Bandenmorden im Umfeld der bekannten und weniger bekannten Verbrecherorganisationen, also Yakuza, Triaden, Russenmafia und der vielen Gruppen aus Indien, Pakistan, der Mongolei und jedem anderen Land, aus dem Flüchtlinge nach Europa gekommen waren. Es gab kein Land, aus dem im Zuge der Migration derjenigen, die nur ihr Leben hatten retten wollen, nicht auch eine kriminelle Organisation nach West-Europa gekommen war, und jede dieser Banden stand mit allen anderen in ständigem Konflikt um Geschäftszweige oder Reviere – für uns eine Garantie, dass wir niemals arbeitslos werden würden.

Selbstverständlich gab es nach wie vor die alteingesessenen kriminellen Organisationen, wie die italienische Mafia, französische oder spanische kriminelle Strukturen, die bereits vor der Kettenreaktion und dem darauffolgenden Exodus in Europa ihr Unwesen getrieben hatten. Diese lieferten sich bisweilen erbitterte Revierkämpfe mit den zugewanderten Kriminellen. Aber für diese Gruppierungen war eine andere Einheit der EPO zuständig, auch wenn sich unsere Ermittlungen bisweilen überschneiden.

Nachdem ich mein Motorrad im Innenhof des ehe-

malignen Polizeipräsidioms – nun die Zentrale der EPO – abgestellt hatte, begab ich mich in den 11. Stock des Westflügels, wo unsere Abteilung ihren Sitz hatte.

Als sich die Fahrstuhltür öffnete, sah ich mich unvermittelt Direktor Ruben van Kilsdonk gegenüber, meinem Vorgesetzten und Leiter der Abteilung »Organisierte Kriminalität«. Der Niederländer war eine beeindruckende Erscheinung, trotz seiner 55 Jahre. Die weiße, wallende Mähne, sein weißer Vollbart und die dazu in starkem Kontrast stehende gebräunte Haut ließen ihn nicht wie den typischen Niederländer aussehen, der er ansonsten aber in jeder Beziehung war. Er hatte bereits vor dem Exodus für Interpol in Den Haag gearbeitet und sollte nach meinen Informationen schon damals wie auch noch heute in einem riesigen Wohnmobil gelebt haben. Dies stellte bei der extremen Wohnsituation im Allgemeinen und den noch schlimmeren Zuständen in Frankfurt im Besonderen einen Luxus dar, den selbst der Behördenleiter nicht vorweisen konnte, was ihm mehr als einmal neidvolle Blicke seiner Untergebenen und Vorgesetzten eingebracht hatte.

Mit meinen 32 Lebensjahren war ich ihm an Erfahrung weit unterlegen und fragte mich ständig, warum er ausgerechnet mich zum Leiter der Einheit gemacht hatte. Als er mir vor einem Jahr die Aufgabe übertragen und ich ihn nach dem Grund gefragt hatte, war ich mit der Antwort nicht zufrieden gewesen. Er hatte mich geheimnisvoll angelächelt und mit seiner tiefen Bassstimme gesagt: »Wenn Sie es in einem Jahr immer noch nicht wissen, fragen Sie mich noch mal. Aber ich traue Ihnen zu, dass sie es selbst herausfinden werden.«

Entgegen seiner Voraussage hatte ich es immer noch nicht herausgefunden, aber das musste nichts bedeuten, denn die Einschätzung meiner eigenen Person und meiner eigenen Fähigkeiten war noch nie meine Stärke gewesen. Aber ich würde den Teufel tun und ihn fragen ... nicht ums Verrecken. Das ließ mein Stolz nicht zu.

»Lassen Sie uns zu den anderen gehen, Dex. Wir müssen uns besprechen.«

Ich folgte ihm wortlos in die Einsatzzentrale, wo sich alle Teammitglieder versammelt hatten. Sabina und Boris hatte ich ja schon am Fundort der Leichenteile getroffen, Basil Brown hatte mich von eben dieser Zentrale aus angerufen, aber die anderen beiden waren wohl von zu Hause direkt in die Zentrale gekommen und saßen nun erwartungsvoll auf ihren Plätzen: Lieutenant de Police Jacqueline Bertrand und Detective Lee Chang. Die 32-jährige Französin und der 24-jährige Hongkong-Chinese entsprachen in keiner Weise dem Klischee, wie man sich früher oft Frauen aus Frankreich oder junge Männer aus Hongkong vorgestellt hatte. Jacqueline war lediglich 1,60 groß und mehr als nur leicht übergewichtig. Ich fragte mich, wie sie die Polizeiaufnahmeprüfung geschafft hatte. Doch sie hatte andere Qualitäten, die ihr unscheinbares Äußeres mit den strähnigen braunen Haaren und den unauffälligen, aber warmen braunen Augen mehr als wettmachten. Sie hatte ein geradezu empathisches Einfühlungsvermögen in Zeugen und Verdächtige, was sie zur fast perfekten Verhörspezialistin machte. Der Außeneinsatz war nicht ihr Gebiet, und sie versuchte, so oft wie möglich im Büro zu bleiben.

Bei einem Hongkong-Chinesen wie Lee Chang,

wobei Lee der Nachname war, hätten die meisten Menschen direkt an das Kampfsport-Idol Bruce Lee gedacht. Seine drahtige Figur und die geringe Größe hätten diesen Gedanken nahegelegt ... bis man ihn in Aktion sah. Noch nie hatte ich einen tollpatschigeren Menschen kennengelernt als Chang. Er stolperte, blieb an Tischkanten und Türrahmen hängen, warf reihenweise Gläser und Tassen um und war unablässig damit beschäftigt, sich zu entschuldigen. Dabei stieß er in der Regel wieder mit jemandem zusammen oder warf etwas um. Alles in allem fast untragbar für einen Polizeibeamten ... wäre da nicht seine Passion für und geniale Begabung im Umgang mit Computern und Technik gewesen. Das war der Hauptgrund, warum ich ihn in mein Team geholt hatte. Allerdings hatte er noch weitere Fähigkeiten offenbart, die er in seiner ihm eigenen Bescheidenheit nie erwähnt hatte und die auch nicht in seiner Personalakte standen: Er sprach sieben Sprachen fließend und war auch ein kombinatorisches Genie. Er erkannte Zusammenhänge, wo andere nur einen Wust an Daten und Informationen sahen.

Ich musste neidlos anerkennen, dass eigentlich jeder in meinem Team mir in seinem Spezialgebiet oder an allgemeiner Erfahrung überlegen war, weshalb ich mich ständig als Leiter der Einheit infrage stellte.

Van Kilsdonk begrüßte die Anwesenden: »Meine Damen, meine Herren, lassen Sie uns zusammenfassen, was wir bisher an Informationen haben, bevor ich die weitere Vorgehensweise in Ihre Hände gebe. Ich habe gerade das Ergebnis der DNA-Untersuchung bekommen.«

KAPITEL 2

Es war nicht ungefährlich, sich in den Kreisen der Russenmafia zu bewegen, aber Boris Kasov kannte keine Angst. Er hatte ein unerschütterliches Selbstvertrauen, das er deutlich nach außen trug. Das schüchterte sein jeweiliges Gegenüber in der Regel ausreichend ein, um ihn nicht so leicht zum Opfer werden zu lassen. Zusätzlich verfügte er über eine Rücksichtslosigkeit, die von anderen oft als Grausamkeit bezeichnet wurde und die ihm den Ruf eines gefährlichen Mannes beschert hatte ... zumindest in den Kreisen, in denen er sich beruflich bewegte.

So absurd es klang: Er freute sich darauf, wieder einmal den Klang der russischen Sprache zu hören, wenn er gleich mit Sergeij Radenko zusammentreffen würde. Seinen Kindern zuliebe sprachen er und seine Frau Ivana auch zu Hause nur englisch, das sich inzwischen als europäische Amts- und Verkehrssprache etabliert hatte. Als die Flüchtlinge nach Europa kamen, war Englisch der große gemeinsame Nenner gewesen, wenn es darum ging, sich mit den vielen Fremden verständigen zu können.

Boris war einer der ersten Russen gewesen, die die Zeichen der Zeit erkannt und die Flucht aus Moskau angetreten hatten. Als am 26. April 1986 das Atomkraftwerk in Tschernobyl, im Norden der Ukraine, in die Luft flog, war er ein junger Polizist von 21 Jahren gewesen, hatte

nur wenige Wochen zuvor Ivana, die Mutter seiner einjährigen Tochter geheiratet und nun aus Sorge um die Familie die Nachrichten aufmerksam verfolgt. Zunächst hatte ihn die Information beruhigt, dass ein extrem strenger Westwind die Radioaktivität nach Osten trug. Als dann aber die ersten Meldungen kamen, dass sich aus bisher nicht zu klärenden Gründen im Nachgang der Katastrophe von Tschernobyl die Probleme rasend schnell in Richtung Osten zu verbreiten schienen, war er sehr nachdenklich geworden. Schon nach kurzer Zeit kamen Horrormeldungen aus Armenien, Indien und schließlich auch aus China und Japan.

Während in den westlichen Staaten wie Deutschland, Frankreich, Schweden und Spanien sofort alle Reaktoren auf »Stand-by« geschaltet wurden, wurden in der Sowjetunion die Bürger durch beschönigende und verharmlosende Meldungen beruhigt und nicht über das wahre Ausmaß der Katastrophe informiert. Erst als nach und nach noch mehr Reaktoren im Osten Europas und Asien durchbrannten, zeichnete sich auch für den letzten Sowjetbürger das nicht mehr zu verheimlichende Desaster ab. Als schließlich 204 Reaktoren in 17 Ländern den Strahlentod in ihre Umgebung ausgespien hatten, war Boris schon lange nicht mehr in seiner Heimat.

Boris war nicht dumm und besaß darüber hinaus eine ausufernde Fantasie. Er hatte sich in den düstersten Farben ausgemalt, was in der nächsten Zeit passieren würde, als viele Russen noch wie gelähmt vor den Fernsehgeräten saßen und auf Anweisungen warteten. Er war nicht der mustergültige Sowjetbürger, der nur auf die Befehle des Staates wartete. Er war selbstständig

und beschloss früh genug, eigenständig zu handeln. Er packte seine Frau und das Kleinkind in seinen uralten Lada und machte sich, so schnell es ging, auf den Weg nach Westen. Dabei war ihm von Anfang an klar gewesen, dass Polen oder Tschechien als Zielländer seiner Flucht keine Option waren. Was viele sich in den Anfängen der Entwicklung noch nicht klarmachten, war der Umstand, dass diese Länder von der zu erwartenden Flüchtlingswelle aus dem Osten überrollt und diesem Ansturm nicht gewachsen sein würden. Boris' Entscheidung stand sehr schnell fest: nach Deutschland fliehen, zumal er ein wenig Deutsch in der Schule gelernt hatte. Also reisten sie auf dem schnellsten Weg in die DDR, wo sie sich aber nicht lange aufhielten. Als immer mehr Menschen aus Polen und Ungarn in die DDR flüchteten, sah Boris seine Voraussage bestätigt: Die Bevölkerung der DDR floh selbst vor den drohenden chaotischen Zuständen in ihrem Land aufgrund von Lebensmittelknappheit und allgemeiner Mangelversorgung. Die Mauer, der angebliche »Schutzwall gegen den Imperialismus des Westens« wurde von den eigenen Bürgern niedergerissen – allen voran von den Soldaten, die kurz zuvor noch die Bürger an der Flucht gehindert hatten. Boris und seine Familie schlossen sich an und ließen sich in der Nähe von Frankfurt am Main nieder.

Nur fünf Jahre später hatte seine Familie die deutsche Staatsangehörigkeit erlangt, und er hatte aufgrund seiner Erfahrung erneut in den Diensten der Polizei gestanden.

Boris konzentrierte sich auf seine bevorstehende Aufgabe und betrat das »Little St. Petersburg«, die Schalt-

zentrale des Mafiapaten von Frankfurt, Sergeij Radenko. Bereits am Eingang hielt ihn ein bulliger Riese auf und wollte ihn filzen.

»Wage es nicht, mich abzutasten, du hirnloser Idiot«, fuhr Kasov ihn auf Russisch an, »Sergeij erwartet mich, und ich werde ihm nicht ohne meine Waffe gegenüber-treten. Ich bin Polizist und gehe nirgends unbewaffnet hin, ist das klar?«

Dieses in Verbindung mit einem vernichtenden Blick vorgetragene Statement schien den Türsteher zu verunsichern, und er zögerte, irgendetwas zu tun. Boris nutzte die Unfähigkeit des sehr einfach strukturierten Mannes, sich zu entscheiden, und drängte an ihm vorbei in die Tiefe des Lokals. Im Hinterzimmer, dem »Büro des Paten«, wartete Radenko hinter seinem Schreibtisch und lächelte ihm selbstbewusst entgegen. Rechts und links des riesigen Möbelstücks standen mit vor der Brust verschränkten Armen zwei weitere Riesen, diese beiden allerdings in makellosen schwarzen Anzügen. Die Beulen unterhalb der linken Achsel sprachen eine deutliche Sprache, und Boris sah für den Moment darüber hinweg, dass es Privatleuten seit Jahren gesetzlich untersagt war, Waffen zu tragen. Seit den Unruhen von 1991 gab es auch keine Ausnahmen für die Bodyguards der Reichen und Prominenten. Waffen durften ausschließlich von Staatsbediensteten mitgeführt werden. Dass sich die Mitglieder der zahlreichen Verbrecherorganisationen einen Dreck um das Gesetz scherten, war eine all-seits bekannte Tatsache. Allerdings riskierten sie lang-jährige Haftstrafen, wenn sie auf der Straße mit diesen Waffen erwischt wurden.

Radenko erhob sich aus seinem Ledersessel und streckte die Arme in einer einladenden Geste von sich. »Boris, alter Freund, wie schön, dich zu sehen. Hast du dich endlich entschlossen, die Seiten zu wechseln?« Er lachte laut auf über seinen eigenen Scherz. »Lass dich an meine Brust drücken.«

Boris ignorierte den alten Russen, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich darauf nieder. Dann blickte er zu Radenko auf, der immer noch mit ausgebreiteten Armen hinter seinem Schreibtisch stand. »Mach dich nicht lächerlich, Sergeij, du weißt, warum ich hier bin. Und ich werde den Teufel tun, einen Mafiapaten zu umarmen. Also setz dich wieder hin und lass uns wie Erwachsene reden, okay?«

Mit einem vernehmlichen Seufzen setzte sich Radenko, von dem Boris wusste, dass er im vergangenen Jahr seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte. Dennoch sah er dank zahlreicher chirurgischer Eingriffe eher wie Mitte 50 aus. Er schnipste mit den Fingern, und einer der beiden Bodyguards setzte sich schwerfällig in Bewegung. Kurz darauf standen eine Flasche teuren Wodkas und zwei Wassergläser auf dem Tisch. Radenko schenkte in beide Gläser etwa halbvoll ein und schob eines über den Schreibtisch auf Boris zu.

Der hatte keine Probleme, auch im Dienst einmal ein Glas zu trinken – wenn es denn der Sache diene. Außerdem war es ja nur Wodka, also für einen echten Russen vergleichbar mit Muttermilch. Deshalb ergriff er das Glas und erhob es.

»Na sdorowe!«

Beide tranken das Glas auf einen Zug leer, und Boris musste eingestehen, dass es wirklich ein Genuss war, mal wieder einen delikaten Wodka zu trinken.

»Aaah«, ließ sich Radenko hören und stellte sein Glas hart auf die Ebenholzoberfläche des Schreibtisches. »Also, mein Freund, was führt dich zu mir? Ich denke doch, dass es kein Höflichkeitsbesuch ist, oder?« Wieder lachte er laut, aber es kam Boris eher gekünstelt vor.

»Du weißt, weshalb ich hier bin. Was ist das mit den Mongolen, die wir zurzeit reihenweise und in ihre Einzelteile zerlegt von der Straße auflesen?«

Radenko blickte erstmals ernst und nachdenklich vor sich auf den Schreibtisch. Boris geduldete sich. Nichts würde einen stärkeren Gesichtsverlust erzeugen, als wenn er einen aufdringlichen oder nervigen Eindruck bei seinem Landsmann erweckte.

»Natürlich habe ich mir schon gedacht, warum du gekommen bist«, begann der Mafiaboss schließlich langsam. »Diese unselige Geschichte mit den ›Erben des Khan‹, ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Boris runzelte verwundert die Stirn. »›Erben des Khan‹? Von dieser Gruppe habe ich noch nichts gehört.«

Wieder lachte Radenko. »Doch, doch, aber du kennst sie wahrscheinlich eher als die ›Dschingis‹, oder? Sie bezeichnen sich nur innerhalb ihrer Gruppe als die ›Erben des Khan‹. Ich finde das ziemlich lächerlich. Allerdings muss ich auch zugeben, dass mir das Ende einiger dieser Barbaren nicht wirklich nahegeht. Im Gegenteil«, äußerte er mit einem leisen Kichern und einem feisten Grinsen auf dem Gesicht, »ich möchte fast sagen, es ist gut fürs Geschäft.«

Boris war bekannt, dass die »Dschingis« vor allem im Drogen- und Prostitutionsgeschäft mitmischten und somit direkte Konkurrenten der Russenmafia waren.

Deshalb war Radenko auch seine erste Anlaufstelle für Nachforschungen gewesen. Er kannte den alten Paten schon seit Jahren und wusste, dass er etwas besaß, was normale Menschen ausgerechnet bei einem nachweislichen Verbrecher weder erwarteten noch nachvollziehen konnten: Ehre. Es war eine Art der Ganovenehre, wie es sie schon seit Jahrhunderten gab. In bestimmten Dingen würde er seinen Landsmann nicht anlügen. Im Gegenteil: Hätten die Russen etwas mit den Morden an den Mongolen zu tun, dann hätte Radenko sich indirekt damit gebrüstet und ihn mit einem Augenzwinkern aufgefordert, doch zu versuchen, es ihm nachzuweisen. Er war ein Fuchs, und ein Nachweis wäre so gut wie unmöglich gewesen. Also glaubte Boris ihm.

»Hast du einen Vorschlag, wo ich weitersuchen könnte?«

Diesmal lachte Radenko von Herzen und konnte sich kaum wieder beruhigen. »Das meinst du wirklich ernst, nicht wahr? Ich kann es nicht glauben: Die Polizei bittet mich um Hilfe. Bekomme ich auch einen Sheriffstern, so als Hilfssheriff?« Wieder lachte er schallend. »Ich würde es mal bei den Schlitzaugen versuchen. Den Japsen traue ich am ehesten zu, dass sie so eine Schweinerei anrichten.« Er schüttelte sich. »Wirklich grauenvoll.«

Boris bemerkte, dass der alte Mann erneut ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken konnte. Sein Mitleid mit den Getöteten hielt sich schwer in Grenzen.

»Gut«, bemerkte Kasov trocken, »dass du so ein mitfühlender Mensch bist.« Er erhob sich und wandte sich zum Gehen. »Wir sehen uns, Sergeij, wir sehen uns.«

Auf den Hinweis bezüglich der Japaner ging er nicht

näher ein, vor allem, da er wusste, dass sich bereits andere um diesen Ermittlungsansatz kümmerten.

KAPITEL 3

Die japanische Yakuza residierte nicht, wie es bei der italienischen Mafia oder der Russenmafia noch immer üblich war, in Hinterzimmern von Gaststätten oder Spielhöllen. Ihre Organisation hatte den Anstrich der Legalität in Form von Firmensitzen, Holdings oder sogar Banken. Und so hatten sich Lee Chang und Basil Brown zu dem mit Spiegelglas verkleideten Bürogebäude in der Innenstadt von Frankfurt begeben, wo sie die Zentrale des Frankfurter Ablegers der Yakuza wussten. Trotz der dünnen Anstands-Tünche war die Yakuza als das rücksichtsloseste und brutalste der vielen kriminellen Syndikate bekannt. Die Frankfurter Gruppe stellte zwar nur einen kleinen Ableger der Japaner dar, weil seit vie-

len Jahrzehnten Düsseldorf der bevorzugte Siedlungspunkt von Menschen dieser Herkunft gewesen war. Aber selbstverständlich durfte in der europäischen Hauptstadt eine Vertretung der Yakuza nicht fehlen. Hier, im Zentrum Europas, spielte die Musik. Hier wurden die großen politischen Entscheidungen getroffen, und hier waren die Politiker ansässig, die es galt, durch Bestechung oder Erpressung zu beeinflussen.

Der gebürtige Hongkong-Chinese Chang hatte sich schon oft gefragt, warum ein erheblicher Prozentsatz der Japaner nach Europa geflüchtet war. Als am 27. April 1986 die Kettenreaktion Japan erreicht hatte, hatte mehr als die Hälfte der Bevölkerung das Leben verloren – entweder sofort, aufgrund des radioaktiven Fallouts aller nacheinander durchbrennenden 49 Reaktorblöcke des Landes, oder in der nach der Katastrophe ausbrechenden Massenpanik. Er hätte eher vermutet, dass die japanische Bevölkerung nach Neuseeland oder Australien flüchten würde. Warum so viele von ihnen in Europa gelandet waren, würde er wohl nie erfahren.

Chang fragte sich zudem manchmal, ob die kriminellen Elemente verschiedener Nationen zusammen mit denen, die lediglich ihr Leben retten wollten, nach Europa gekommen waren, weil sie davon ausgehen konnten, dass das dort durch den Massenexodus zu erwartende Chaos ein Eldorado für Kriminelle schaffen würde.

Chang hatte sich gerade mit seinen Eltern in London befunden. Er war vier Jahre alt gewesen und sein Vater, ein hochrangiger Politiker in Hongkong, hatte die ganze Familie zu einem längeren dienstlichen Aufent-

halt mit nach England genommen. Selbstverständlich konnte Chang sich nicht an diese Zeit erinnern, aber sein Vater hatte ihm später oft erzählt, dass er bereits damals überlegt hatte, nach England auszuwandern. Die vertraglich geregelte Rückgabe der Kronkolonie Hongkong an China lag damals zwar noch elf Jahre in der Zukunft, aber Changs Vater sah keinerlei Chance für sein politisches Überleben in Hongkong, wenn erst das kommunistische China dort wieder die Zügel in der Hand hielt. Diesem Aufenthalt in England verdankte die Familie mit hoher Wahrscheinlichkeit ihr Leben, denn die meisten Kernkraftwerke Chinas befanden sich in der Küstenregion des riesigen Landes ... wo auch Hongkong lag.

Also war er in England aufgewachsen und hatte dort eine gute Ausbildung erhalten, was auch dem Umstand zu verdanken war, dass sein Vater innerhalb kürzester Zeit zum Minister für Flüchtlingsfragen aufgestiegen war und die Familie somit ein gutes und sicheres Einkommen hatte. Nach seiner Ausbildung und dem Studium der Informatik hatte er sich seinen Beruf nicht ausgesucht – der Beruf hatte sich ihn ausgesucht. Scotland Yard war auf ihn zugekommen und hatte ihn gefragt, ob er für eine damals noch recht neue Einheit arbeiten wolle, die sich mit der Bekämpfung der Computerkriminalität beschäftigte. Die neue Aufgabe hatte ihn gereizt, und so war er bei der Polizei gelandet.

Chang wusste genau, dass dies jedoch nicht der Grund war, warum Basil Brown ihn mit zu dieser Ermittlung genommen hatte. Es waren weder seine Kenntnisse im Computerbereich noch seine, nur rudimentären, Erfahrungen im Außeneinsatz, denn beides war hier nicht

gefragt. Basil wusste natürlich wie inzwischen alle Mitglieder ihrer Ermittlungseinheit, dass Japanisch eine der sieben Sprachen war, die Chang fließend beherrschte. Selbstverständlich sprach er auch Mandarin, aber da Dex dies ebenfalls tat, wurde Lee nicht als dessen Begleitung für die Ermittlungen bei den chinesischen Triaden gebraucht. Nicht dass er böse oder enttäuscht darüber war, denn auch jetzt fühlte er sich nicht wirklich wohl. Sein Metier waren Computer, Daten und Büroermittlungen, nicht riskante Außeneinsätze, wo er Gefahr lief, verletzt zu werden oder gar sein Leben zu verlieren. Aber zumindest fühlte er sich in der Begleitung von Detective Chief Inspector Basil Brown etwas sicherer. Der war ein erfahrener Ermittler, und Chang hatte gehört, dass Basil in seiner Laufbahn schon viele gefährliche Einsätze unverletzt überstanden hatte.

Der Fahrstuhl, der sie beide in die oberste Etage der »First International Bank of Tokyo« trug, blieb mit einem fast unmerklichen Ruck stehen und die Schiebetüren teilten sich. Sie gaben den Blick frei auf einen modern eingerichteten Vorraum, der von einem riesigen, mehrere Meter breiten Tresen dominiert wurde, hinter dem lediglich eine einzige Person saß. Hinter der maskenhaft starr blickenden jungen Frau in traditioneller japanischer Tracht hing eine aus vermutlich sandgestrahltem Aluminium gefertigte Abbildung von Europa.

Basil und er hatten bereits im Foyer wie jeder Besucher durch einen Metalldetektor gehen müssen, und es sprach für das unglaubliche Selbstbewusstsein der Japaner, dass niemand auf das nervige Piepsen geachtet hatte, das ihre Waffen selbstverständlich verursacht hatten.

»Detective Chief Inspector, Detective, ich begrüße Sie. Ich hoffe, es gab keine Unstimmigkeiten bei Ihrer Ankunft. Direktor Tamisaka erwartet Sie bereits.« Die Sekretärin lächelte und stand auf, um sie auf ihrem weiteren Weg zu führen.

Chang war klar, dass die junge Frau ihren Eintritt in das Gebäude auf einem Monitor beobachtet hatte und so darüber informiert war, dass sie beide Waffen trugen. Aber es wäre unhöflich gewesen, diesen Umstand zu erwähnen, und es stand auch außer Frage, dass sie, auf ihre Waffen angesprochen, bereit gewesen wären, diese abzugeben.

Basil würdigte die junge Empfangsdame keiner Antwort, was ein deutlicher Affront gegen die guten Sitten war, und Chang erkannte für den Bruchteil einer Sekunde einen herben, abweisenden Zug und ein kurzes Zucken ihrer Mundwinkel. Aber sie hatte sich sofort wieder im Griff und verlor ab diesem Moment ihr Lächeln nicht mehr, während sie die beiden zu einer Flügeltür führte, die mit japanischen Ornamenten aufwendig geschmückt war. Die Tür öffnete sich bei ihrem Näherkommen langsam und völlig lautlos und gab dabei den Blick auf ein Büro frei, wie Chang es noch nie zuvor gesehen hatte. Es handelte sich um ein Eckbüro, zwei Seiten wiesen eine vom Boden bis zur Decke reichende Verglasung auf, die eine atemberaubende Aussicht über den größten Teil der Stadt Frankfurt gestattete.

Chang musste sich von dem Anblick der Metropole losreißen. Er versuchte, unauffällig einen Blick nach rechts und links zu werfen, was ihm allein deshalb nicht gelang, weil seine Augen fasziniert an den zu beiden Sei-

ten des Eingangs stehenden Samurai-Kriegern in voller Rüstung hängen blieben. Erst auf den zweiten Blick gewährte er, dass es sich um leere Rüstungen handelte, die zu Dekorationszwecken dort standen. Sofort danach wurde seine Aufmerksamkeit von dem monströsen Glas-Metall-Schreibtisch angezogen, der in der Mitte des Raumes stand. Das Teil hatte Abmessungen von circa drei mal zwei Metern und seine Front war auf der gesamten Breite mit einem Spiegel verkleidet, sodass ein Blick darunter verwehrt blieb.

Der dahinter in einem riesigen Sessel aus weißem Leder sitzende Mann erhob sich langsam bei ihrem Eintreten, knöpfte sein Jackett zu und strich es glatt. »Meine Herren, ich begrüße Sie. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?«

Hitoshi Tamisaka war Mitte 40, schlank und mit einem dichten, leicht grau melierten schwarzen Haarschopf gesegnet. Etwa einen Meter entfernt schräg hinter ihm stand ein Mann in einem schäbig erscheinenden blauen Anzug, der mindestens 15, wenn nicht sogar 20 Jahre älter erschien als Tamisaka. Für einen Leibwächter definitiv zu alt, schoss es Chang durch den Kopf, und er fragte sich, welche Rolle dieser Mann wohl spielen mochte. Er beteiligte sich nicht an der Begrüßung, sondern stand nur steif wie eine Statue an seinem Platz. Allerdings bemerkte Chang seine wachen Augen, mit denen er ihn und Basil fixierte wie ein Habicht seine Beute. Der Blick verursachte ein unangenehmes Kribbeln in Changs Eingeweiden.

»Nun«, eröffnete Basil das Gespräch, »Sie wissen, wer wir sind, und wir wissen, wer Sie sind, Tamisaka. Also

lassen Sie uns nicht lange um den heißen Brei herumreden. Seit einigen Tagen finden wir immer wieder in Einzelteile zerlegte Mongolen auf den Straßen Frankfurts, und wir fragen uns, ob Sie nicht etwas mit dieser Schweinerei zu tun haben könnten.«

Die Entrüstung stand Tamisaka für einen Moment im Gesicht, und Chang fragte sich, ob sie echt oder nur vorgetäuscht war. Angesichts der äußerst unhöflichen Anrede durch Basil tippte Chang darauf, dass sie echt und diesen schlechten Umgangsformen geschuldet war. Aber der Japaner hatte sich sofort wieder im Griff und offerierte sein falsches Lächeln. »Ich bitte Sie, Detective Chief Inspector, wie können Sie nur annehmen, dass eine Bank auch nur im Entferntesten etwas mit solchen Gräueltaten zu tun haben könnte.«

»Ihre schon, da bin ich mir sicher. Könnte es nicht sein, dass die Mongolen sich in Ihre Geschäfte einmischen wollten? Oder dass Sie und Ihre Bande von Ganoven Ihre Tätigkeiten auf einen Bereich ausweiten wollen, der bisher in der Domäne der Mongolen liegt?«

Noch bevor Tamisaka etwas antworten konnte, kam der seitlich hinter ihm stehende ältere Mann zwei Schritte vor, beugte sich leicht nach unten und sprach den Bankdirektor in schnellem Japanisch an. Es lag Verärgerung in seiner Stimme, die einen kehligen und rauchigen Klang hatte, aber auch etwas Bestimmendes. Viel mehr jedoch interessierte Chang, was der alte Mann zu Tamisaka sagte. Der nickte und wandte sich dann wieder ihnen beiden zu.

»Detective Chief Inspector, ich glaube, unsere Unterhaltung ist nun beendet. Kommen Sie gern wieder, wenn sie auch nur den leisesten Hauch eines echten Beweises

für Ihre Fantasien haben, anstatt mich mit lächerlichen und haltlosen Anschuldigungen zu langweilen. Ich habe Wichtigeres zu tun. Guten Tag!« Er wies mit der Hand auf die Tür.

Chang bemerkte, dass Basil noch etwas sagen wollte, also zupfte er ihn am Ärmel und bedeutete ihm mit einer Kopfbewegung Richtung Tür, dass sie an dieser Stelle ohne weitere Worte gehen sollten. Widerwillig und mit einem vernehmlichen Schnaufen nickte der Engländer, drehte sich um und ging ohne ein weiteres Wort zu der Tür, die sich erneut für sie öffnete.

Weder auf dem Weg zum Fahrstuhl noch während der Fahrt nach unten oder beim Durchqueren der Bank-Lobby sprach Basil ein Wort mit Chang. Erst als sie sich wieder in ihrem Fahrzeug befanden, sah er Chang mit einem Blick an, der diesem das Blut in den Adern gefrieren ließ. »So, junger Mann, ich hoffe, du hast einen guten Grund dafür, dass du mich daran gehindert hast, diesem impertinenten Arschloch noch einmal richtig die Meinung zu sagen. Heraus mit der Sprache, was hat der Alte zu Tamisaka gesagt?«

Chang bewunderte den erfahrenen Ermittler dafür, dass er offensichtlich gemerkt hatte, dass die Äußerung des Alten ihn hatte zum Aufbruch drängen lassen. »Nun ja ... er hat gesagt, ich zitiere wörtlich: ›Lass diese Idioten glauben, was sie wollen. Da wir es nicht waren, können sie uns auch nichts beweisen. Was schert es uns, wenn diese mongolischen Barbaren sich gegenseitig umbringen. Jag die beiden zum Teufel ... sofort!«

Basil sah ihn mit Verwunderung in den Augen an. »Das hat der Alte gesagt?«

»Wortwörtlich, ich schwöre.«

Einen Moment lang schien Basil sehr nachdenklich.
»Wie kam dir das Verhältnis der beiden zueinander vor?«

Chang wusste genau, worauf der Engländer hinauswollte. Er nickte. »Genauso, wie du es anscheinend auch empfindest: Der Alte ist der eigentliche Boss. Kein Leibwächter oder Sekretär würde es wagen, mit einem Yakuza-Chef so zu reden ... nur sein Vorgesetzter.«

Basil nickte zustimmend. »Lass uns herausfinden, mit wem wir es da zu tun haben. Los, Junge, fahr uns zurück zur Dienststelle, und dort wollen wir dann mal sehen, ob die anderen mehr haben herausfinden können.«

Erleichtert, dass sie diesen Außeneinsatz unbeschadet überstanden hatten, drückte Chang den Startknopf, und mit einem leichten Surren startete der Motor des nagelneuen GMC (»German Motor Cars«), das wie die meisten neuen Fahrzeuge aufgrund der Benzinknappheit mit einem sehr effektiven Elektromotor betrieben wurde.

Schweigend steuerte er den Wagen in Richtung Dienststelle und machte sich Gedanken darüber, was die Morde an den Mongolen und vor allem die seltsame Art und Weise der »Entsorgung« und »Zur-Schau-Stellung« der Leichen bedeuten mochte.

KAPITEL 4

Sie liebte diesen Jungen. Sie waren gleichaltrig, und unter anderen Voraussetzungen hätte sie ihn angeheimelt und vielleicht sogar angebaggert, aber da er ihr Chef war, wusste Jacqueline Bertrand, dass sie sich zurückhalten musste. Sie beruhigte sich mit dem Gedanken, dass ein so attraktiver Mann wie Dex sehr wahrscheinlich sowieso nicht auf eine graue Maus wie sie abgefahren wäre. Leider. Sie machte sich keine falschen Vorstellungen bezüglich ihrer Wirkung auf Männer und war auch nicht gewillt, irgendwelche Anstrengungen zu unternehmen, sich fraulicher oder attraktiver zu kleiden oder zu frisieren.

In Dex sah Jacqueline ihre Theorie bestätigt, dass die Kinder von Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft oft die attraktivsten Erscheinungsmerkmale ihrer Elternteile in sich vereinten.

Er hatte die grauen Augen seiner Mutter, aber die schwarzen, glatten Haare seines Vaters. Seine Haut hatte einen samtigen, schimmernden Ton, und seine Figur erschien ihr so gar nicht asiatisch: groß, muskulös, stattlich ...

Jacqueline merkte, wie sie wieder ins Schwärmen geriet und alles um sich herum vergaß.

Du blöde Kuh, konzentriere dich auf das Hier und Jetzt! Verlier nicht schon wieder den Boden unter den

Füßen. Du musst dir diese bescheuerten Kleinmädchen-gedanken endlich aus dem Kopf schlagen. Er ist dein Chef!

Die Person, die ihre Gedanken so beherrschte, ging ein Stück vor ihr die Straße entlang, und sie musste sich beeilen, um mit ihm Schritt zu halten. Den Wagen hatten sie in einer Seitenstraße stehen lassen müssen, denn der Zugang zu der Lokalität, die Dex zu besuchen beabsichtigte, lag in einer kleinen Gasse, die nur zu Fuß oder höchstens mit einem Roller zu passieren war. Einen Moment lang fühlte sich Jacqueline nach New York versetzt, in einen dieser uralten Kriminalfilme. Zwischen riesigen Müllcontainern befanden sich die Hinterausgänge von Wäschereien, Restaurants und Spielhöhlen. An den Backsteinwänden gab es Auslässe, aus denen Dampfschwaden und undefinierbare Gerüche in die Gasse entwichen. An einigen Stellen standen rauchende Asiaten, die ihnen misstrauische Blicke zuwarfen, bevor sie hastig ihre Zigaretten austraten und wieder ins Innere des jeweiligen Gebäudes verschwanden.

»Wo genau wollen wir eigentlich hin?«, fragte Jacqueline, während sie Dex hinterhereilte.

»Du weißt doch, dass wir mit dem örtlichen Triaden-Boss sprechen wollten, oder?«

»Ja, natürlich. Aber ... dass wir den hier finden sollen? Bist du sicher?« Jacqueline war erst seit wenigen Monaten bei dieser Einheit der EPO und war noch nicht mit allen Details der örtlichen Bandenszene vertraut. Selbstverständlich kannte sie die Grundlagen des Bandenunwesens und die Namen der Gruppierungen. Aber die einzelnen Schlüsselpersonen oder Lokalitäten waren ihr

noch nicht in allen Einzelheiten bekannt. Sie war noch immer dabei, sich langsam einzuarbeiten.

Als sie vor einem halben Jahr in Paris die Nachricht erhalten hatte, dass ein deutscher Hauptkommissar sie in seiner Einheit in der EPO haben wollte, war sie nicht nur überrascht gewesen, sondern hatte sich auch erstmals mit der Arbeit der EPO und im Speziellen mit den Aufgaben der Abteilung für Bandenkriminalität beschäftigt. Bisher hatte sie als Verhörspezialistin für eine Sondereinheit der Sûreté Nationale gearbeitet, die sich mit religiös motiviertem Terrorismus beschäftigte. Die Aufgabe hatte sie von Beginn an fasziniert, und ihr war auch immer klar gewesen, warum.

Sie war zwölf Jahre alt gewesen, als die Kettenreaktion die Welt für immer nachhaltig verändert hatte. Ihr Elternhaus war streng katholisch geprägt, aber in der Schule hatte sie Kontakt zu Muslimen und Juden. Ihre beste Freundin Julie war Protestantin. Wie bei Jugendlichen nicht anders zu erwarten, hatte die Aufforderung ihrer strenggläubigen Mutter »Gib dich nicht mit diesen Moslems und Juden ab ... und schon gar nicht mit Protestanten!« genau das Gegenteil bewirkt. Sie hatte sich nicht vorschreiben lassen, mit wem sie spielte oder ihre freie Zeit verbrachte. Gleichzeitig hatte es ein großes Interesse an Religion im Allgemeinen bei ihr geweckt. Sie fragte ihre Schulkameradinnen bis ins kleinste Detail über ihre Religion aus und wusste bereits mit zehn Jahren mehr über das Judentum oder die Unterschiede zwischen den moslemischen Glaubensrichtungen der Sunniten, Schiiten und Aleviten als die große Mehrheit der erwachsenen Franzosen. Mit zehn Jahren hatte sie sowohl den

Koran als auch die Tora in Übersetzungen gelesen und war offen für alle Religionen. Sie hatte versucht, die einzelnen Gebote, Pflichten und Vorschriften gegeneinander abzuwägen, und mit Erstaunen festgestellt, wie ähnlich sich fast alle Religionen in ihren Grundwerten und in den Regeln für das Zusammenleben von Menschen waren.

Als Mitte 1986 die ersten Flüchtlinge Frankreich erreichten und sich unter ihnen auch Asiaten mit unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten befanden, begann sie, sich über Hinduismus, Buddhismus und Shintoismus zu informieren. Sie war fasziniert von der Vielfalt der Glaubensrichtungen, ihren zum Teil sehr unterschiedlichen Entstehungsgeschichten und der Art und Weise, wie ihre Anhänger die Welt betrachteten.

Erfreulicherweise waren alle Gesprächspartner immer sehr gern bereit gewesen, mit ihr über den Glauben zu reden, da sie über eine angeborene Empathie verfügte, die ihr erlaubte, sich besser als andere in die Gefühlswelt ihres Gegenübers hineinzuversetzen. Nach ihrem Studium der Psychologie wurde sie erstmals von der Polizei gebeten, sich mit einem fanatischen Glaubenskrieger zu unterhalten, da die Beamten ihres Heimortes nahe Toulouse nicht genug über die religiösen Hintergründe des Mannes wussten, um ein halbwegs vernünftiges Gespräch mit ihm zu führen. Zudem konnten sie seinen angeblich in der Religion begründeten Argumenten aus Unkenntnis erst recht nichts in einer Diskussion über die eigentlichen Worte seiner Schrift entgegenzusetzen.

Nicht lange danach war sie in den Polizeidienst getreten und als Kriminalpsychologin mit den immer häufi-

ger religiös motivierten Straftätern betraut worden. In einer Gesellschaft, in der auf einen gebürtigen Franzosen nahezu ein Mitglied der riesigen Exodus-Bevölkerung kam, waren religiöse Zwistigkeiten an der Tagesordnung. Von den über 1,8 Milliarden Bewohnern der inzwischen verseuchten Gebiete waren etwa die Hälfte ums Leben gekommen, die Überlebenden waren je nach Herkunft überwiegend in Richtung Westen und zum Teil auch in Richtung Süden vor dem Strahlentod geflüchtet. Es waren etwa 500 Millionen Menschen jeden Alters und unterschiedlichster Herkunft gewesen, die innerhalb eines halben Jahres Europa erreichten. Sie waren weder in kriegerischer Absicht noch aus irgendeiner Überzeugung gekommen, sondern lediglich, um ihr Leben und das ihrer Angehörigen zu retten.

Jacqueline hatte dies alles als Jugendliche erlebt und war entsetzt gewesen über die große Anzahl von Kindern und alten Menschen, die im Winter und Frühjahr 1987 verhungert waren – in einem Europa, das bis zu diesem Tag im Überfluss gelebt hatte und nun plötzlich und unvorbereitet die fast doppelte Anzahl von Menschen ernähren sollte.

Es waren nicht nur die grundsätzliche Fremdenfeindlichkeit und das Misstrauen allem Andersartigen gegenüber gewesen, die zu Gewaltaktionen und Aufständen geführt hatten – diese weitverbreitete Grundhaltung war durch die Angst ums Überleben verstärkt worden, was viele Franzosen dazu bewogen hatte, sich mit der Waffe in der Hand gegen die Neuankömmlinge zu wenden. Jacqueline hatte auch erfahren müssen, dass die Bevölkerung von Frankreich keinen Einzelfall darstellte, sondern die

Bewohner aller europäischen Länder gleich oder zumindest ähnlich reagiert hatten.

Obwohl sie noch Schülerin war, führte sie einen verzweifelten und fast aussichtslosen Kampf für christliche Werte wie Barmherzigkeit, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft. Dabei betonte sie immer wieder, dass gerade diese drei Werte allen ihr bekannten Religionen eigen waren. Dann wurde sie Zeugin, wie die Not in Europa etwas herbeiführte, was niemals sonst hätte erreicht werden können: die Einsicht aller europäischen Nationen, dass kein Land allein mit dieser Situation fertigwerden konnte und es auch nicht möglich war, sich gegen das Leid und die Probleme der Nachbarländer abzuschotten und von außen als Beobachter abzuwarten, wie sich die Situation entwickeln würde.

In einem denkwürdigen Treffen der fünf bevölkerungsstärksten Länder Europas – zumindest des Teils, der von der Verstrahlung verschont geblieben war – wurde in Genf von Juni bis August 1988 unter der Mitwirkung von acht weiteren europäischen Ländern und von Vertretern der USA und Kanadas etwas erreicht, das in die Geschichte eingehen sollte als »die Gründung des vereinten Europas durch die 15«.

Jacqueline konnte – wie jedes Kind dieser Zeit – die Hauptakteure der über zwei Monate andauernden Konferenz im Schlaf aufsagen, sollte dieses Treffen doch das Überleben Europas und die Zukunft seiner Bewohner sichern:

Premierminister Jacques Chirac (Frankreich)
Bundeskanzler Helmut Kohl (Deutschland)
Ministerpräsident Giovanni Goria (Italien)

Ministerpräsident Felipe González (Spanien)
Premierministerin Margaret Thatcher (Vereinigtes
Königreich)
Ministerpräsident Harri Holkeri (Finnland)
Ministerpräsident Andreas Papandreu (Griechenland)
Ministerpräsident Ruud Lubbers (Niederlande)
Bundeskanzler Franz Vranitzky (Österreich)
Ministerpräsident Aníbal Cavaco Silva (Portugal)
Ministerpräsident Ingvar Carlsson (Schweden)
Ministerpräsident Poul Schlüter (Dänemark)
Bundespräsident Otto Stich (Schweiz)
Ministerpräsident Brian Mulroney (Kanada)
Präsident Ronald Reagan (USA)

Jedes Kind wusste auch, dass dies keine abschließende Aufzählung war, denn außer Papst Johannes Paul II. nahmen auch Vertreter aller großen Weltreligionen und viele kleinere Länder wie Monaco, Liechtenstein oder San Marino teil.

Einige Länder konnten nicht mehr vertreten sein, da es sie in dieser Form nicht mehr gab. Dazu zählten Polen, Tschechien, Ungarn, aber auch die DDR, deren Bewohner sich bereits Mitte 1986 den Flüchtlingen aus Russland und aus den weiter östlich liegenden Gebieten angeschlossen hatten. Die Bürger der DDR waren die Ersten, die gemeinsam mit den anderen Flüchtlingen ihr Heil weiter westlich suchten, woran auch eine Mauer nichts hatte ändern können.

Es war das Ergebnis der Konferenz, das zählte. Nach zähem Ringen und vor allem unter dem Druck der Ereig-

nisse wurde eine Einigung dahingehend erreicht, dass alle Flüchtlinge nach einem Schlüssel, errechnet aus Bevölkerungsanzahl und Besiedlungsdichte des jeweiligen Landes, auf ganz Europa verteilt werden mussten. Es stand außer Frage, dass ein Staat wie Monaco, mit einer Bevölkerungsdichte von 15.000 Einwohnern pro Quadratkilometer, keine weiteren Menschen mehr aufnehmen konnte. Andererseits konnten Länder wie Finnland oder Norwegen mit 16 Einwohnern pro Quadratkilometer nicht einfach aufgrund ihrer unbewohnten Fläche mit einem Vielfachen der ursprünglichen Bevölkerung belastet werden, ohne die nationale Identität zu gefährden. Alles in allem eine schier unlösbar erscheinende Aufgabe.

Überraschenderweise war es die bis zu dieser Zeit stets als neutral bekannte und sich aus allen internationalen Belangen heraushaltende Schweiz gewesen, die den Ausschlag gab. Das Staatsoberhaupt, Bundespräsident Otto Stich, eröffnete, dass sein Land bereit sei, seit Jahrzehnten geschlossene Safes und Schließfächer, vor allem die der unbekanntenen Kunden aus dem Osten Europas und Asien, zu öffnen und die darin enthaltenen Mittel für den Aufbau eines neuen Europas zur Verfügung zu stellen. Es sollte sich nach damaligen Schätzungen um Werte von etwa 500 Milliarden Franken handeln. Wie sich später herausstellte, waren es mehr als 750 Milliarden Franken in Gold, Diamanten und internationalen Wertpapieren.

Der Grundstein für ein vereintes Europa war gelegt, wenn auch die Vertreter der Länder noch monatelang in unzähligen Marathonsitzungen um die genaue Ausgestaltung ringen mussten. Der 18. August 1988 galt den-

noch bis heute als die Geburtsstunde der »Föderation der europäischen Staaten«.

»Träumst du, Jacqueline?«, riss die Stimme von Dex sie aus ihren Gedanken. »Manchmal wüsste ich zu gern, was in deinem Kopf vorgeht.« Sein Lächeln nahm den Worten jegliche Schärfe. Er schien wirklich an ihren Gedanken interessiert zu sein, aber dies war nicht der Zeitpunkt, ihm zu erzählen, was sie bisweilen beschäftigte.

»Bin schon da, entschuldige!«, rief sie und schloss zu ihm auf. Er stand an einer Hintertür, die sich in nichts von den vielen anderen Türen in der Gasse unterschied.

Als sie an ihm vorbeitreten wollte, hielt er sie lächelnd zurück. »Ich glaube, es ist besser, wenn ich vorangehe. Ansonsten könnte es ein paar Verständigungsprobleme geben.« Er klopfte dreimal mit der flachen Hand gegen die Tür und sie warteten gemeinsam ab. Sekunden später öffnete sie sich und ein schweißgebadeter Asiate in einem verdreckten, ehemals wohl weißen Kittel lugte durch einen Spalt. Er stieß unfreundlich ein paar Worte in einer Sprache aus, die Jacqueline nicht verstand, und Dex antwortete in der gleichen Sprache. Da sie einen Triaden-Boss befragen wollten, ging die Polizistin davon aus, dass es Chinesisch oder, genauer gesagt, Mandarin oder Kantonesisch war.

Das Wort ging noch ein paarmal hin und her, bis der Chinese schließlich die Tür ganz öffnete und sie beide einließ. Durch ein Labyrinth kaum erleuchteter enger Gänge kamen sie immer tiefer in eine Lokalität, deren Zweck sie bisher nicht erkennen konnte. Dem Geruch nach hätte es eine Mischung aus einer Wäscherei, einem

Bordell und einem chinesischen Restaurant sein können. Dex drehte sich halb zu ihr um und raunte ihr zu: »Er bringt uns nun zu Fang Shixin. Wundere dich bitte nicht, wenn ich ihn mit ›Xiaopang‹ anspreche, das ist so eine kleine Flachserei, ich erklär dir das später.«

Als Dex den Namen »Xiaopang« ausgesprochen hatte, war ihr Führer kurz zusammengezuckt und hatte mit angstgeweiteten Augen zu Dex geblickt. Der raunzte wieder einen kurzen Befehl, der Chinese zuckte mit den Schultern und ging weiter voran. Schließlich kamen sie an einer Tür an, vor der ein bulliger Asiate mit kahl geschorenem Schädel stand, sein nackter Oberkörper war von Tätowierungen bedeckt.

Erneut entspann sich ein kurzes Gespräch, bei dem Jacqueline aufgrund der fremden Sprache nicht den Hauch einer Ahnung hatte, worum es ging.

Schließlich drehte sich der Wächter um und klopfte an die Tür. Von drinnen erscholl ein Rufen, und er öffnete.

Der Raum, den sie betraten, war nicht wesentlich heller als die Flure, durch die sie gegangen waren, aber sie erkannte sofort, wer die Person war, die hier das Sagen hatte: Auf einer Liege ruhte ein relativ junger Asiate, sie schätzte ihn auf Mitte 20. Zwei halbnackte Frauen waren damit beschäftigt, seine Füße zu massieren. Der Mann winkte lässig und zischte einen kurzen Befehl, worauf die beiden Frauen sich zurückzogen. Dann setzte er sich auf und ließ die Beine über den Rand der Liege baumeln.

Er sagte etwas in Richtung Dex, und der drehte sich zu Jacqueline und übersetzte: »Er hat gesagt: ›Na, Halbblut, was will so ein dreckiger Bulle von mir?‹ Nicht sehr höflich, oder?«

Dex hatte laut gesprochen, sodass der Chinese ihn deutlich hören konnte. Dann drehte er sich wieder zu dem grinsenden Asiaten um und sprach ihn auf Englisch an: »Pass auf, Xiaopang, entweder du sprichst im Beisein meiner Partnerin englisch oder ich lasse mir was einfallen, um dich mit auf die Dienststelle zu nehmen, und dort wird dir niemand die dreckigen Füße massieren, klar?«

Das Lächeln war aus dem Gesicht des Angesprochenen verschwunden und seine Kiefer mahlen.

»Nun gut«, knurrte er in akzentfreiem Englisch, »aber nur, wenn du aufhörst mich zu beleidigen, Halbblut.«

»Selbstverständlich, Shixin, aber das Gleiche gilt auch für dich. Also ... können wir uns wie zwei zivilisierte Menschen unterhalten?«

»Selbstverständlich, Herr Hauptkommissar, selbstverständlich.« Das schmierige Grinsen war auf sein Gesicht zurückgekehrt. »Bitte, nehmen Sie Platz. Ihre nette Begleiterin selbstverständlich auch. Darf ich Ihnen einen Reisschnaps anbieten? Oder doch lieber einen Tee, schließlich sind Sie ja wohl im Dienst?«

»Ein Tee wäre nett. Für dich auch, Jacqueline?«

Sie nickte nur und versuchte aus der Situation schlau zu werden. Ganz offensichtlich war dies nicht Dex' erstes Zusammentreffen mit diesem Shixin. Sie hoffte, dass es ihr gelingen würde, den Mann besser zu verstehen oder sich in ihn hineinzudenken, da er nun englisch sprach.

Jetzt allerdings schrie er wieder etwas auf Chinesisch, woraufhin nur Sekunden später eine blutjunge Frau, fast noch ein Kind, ein Teeservice auf einem Tablett hereinbrachte, das sie auf einem Tisch aufbaute. Der Triaden-Boss nahm Platz und deutete mit der Hand auf zwei

Stühle, die ihm gegenüber auf der anderen Seite des Tisches standen. Noch während das Mädchen aufbaute, kam ein weiteres Mädchen herein, das einen Teekessel und ein Stövchen trug.

Jacqueline wunderte sich, dass Dex geduldig die minutenlange Zeremonie abwartete, ohne etwas zu sagen oder gar zu fragen. Erst nachdem der Tee eingeschenkt war und sie alle an den wertvoll aussehenden Porzellanbechern genippt hatten, stellte er sein Trinkgefäß vor sich auf den Tisch und begann zu reden: »Zur Sache, Shixin, du weißt, was ich von dir wissen will. Also, wie sieht es aus?«

Das Grinsen des Asiaten wurde wieder breiter. »Du meinst diese Sache mit den Barbaren, nicht wahr?« Er lachte laut auf. »Tolle Sache, muss ich schon sagen. Hat mir ausnehmend gut gefallen, hahaha.«

»Wenn du mit ›Barbaren‹ die Mongolen meinst, hast du recht, aber ich sehe nicht, was es da zu lachen gibt.«

»Gibt es denn außer den Langnasen und den Mongolen noch andere Barbaren?«, antwortete Shixin noch immer lachend. Aus der Lektüre von geschichtlichen Romanen wusste Jacqueline, dass im asiatischen Raum »Langnase« schon seit Jahrhunderten die Bezeichnung für Europäer war. »Ich habe mich auf jeden Fall köstlich amüsiert.«

Er trank in Ruhe seinen Tee aus und stellte dann den Becher sehr vorsichtig auf den Tisch. Dann blickte er zuerst Jacqueline und dann Dex erstmals ernst und lange an, bevor er weitersprach: »Nun mal ganz im Ernst, Hauptkommissar, ich habe keine Ahnung, wer das war, aber ich fand es gut ... wenn auch ein wenig über-

trieben. Also, wenn *ich* das gemacht hätte ... mal ganz theoretisch ... ich hätte ihnen höchstens die Schwänze abgeschnitten, mit denen sie mit Vorliebe unsere Frauen vergewaltigen. Die hätte ich ihnen dann allerdings in ihr barbarisches Schandmaul gestopft, nur so als Abschreckung.«

Er blickte die beiden Ermittler an, als erwarte er ein Lob oder wenigstens anerkennende Zustimmung zu seinen Ausführungen. Als keine sofortige Reaktion erfolgte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und warf die Hände in einer Pose der Verzweiflung in die Luft. »Hallo ... Leute ... was erwartet ihr? Soll ich für diese Schweine auch nur eine Träne vergießen? Niemals!«

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«, brachte sich Jacqueline erstmals in das Gespräch ein. Sie stellte erfreut fest, dass Dex keine Miene verzog oder auch nur einen Hauch der Missbilligung zeigte. Er sah abwechselnd sie und Shixin mit einer Mischung aus Spannung und Neugierde an.

Auch der Bandenchef zeigte sich überrascht. »Mit einer solchen Höflichkeit hätte ich nicht gerechnet. Natürlich dürfen Sie mir eine Frage stellen. Mal sehen, ob ich sie auch beantworten möchte.« Er grinste sie frech an.

Jacqueline überlegte sich genau, wie sie ihre Frage an den Mann bringen konnte. »Ich habe den Eindruck, dass Sie die Mongolen von ganzem Herzen hassen ... was ich auch verstehen kann ... bei dem, was wohl einer von ihnen einem Mitglied ihrer Familie oder einer guten Freundin angetan hat. Aber würden Sie wirklich so weit gehen, mehrere Angehörige einer ansonsten unschul-

digen Volksgruppe zu töten, um sich an dem einen zu rächen?»

Shixins Grinsen war bei der Erwähnung der Familie urplötzlich erstorben und einem grausamen und hass-erfüllten Zug gewichen.

»Ich weiß nicht, woher Sie glauben zu wissen, was Sie da gerade angedeutet haben, aber ich will Ihnen mal etwas erzählen: Mal angenommen, ein Mongole hätte einem weiblichen Mitglied meiner Familie etwas angeboten, dann wäre ihm genau das passiert, was ich Ihnen eben geschildert habe. Da können Sie sicher sein. Allerdings wäre er noch am Leben gewesen, wenn ich ihn gezwungen hätte, sein eigenes Teil zu fressen ... und es hätte sehr, sehr lange gedauert, bis er von seinen Qualen erlöst worden wäre. Ich hätte alles darangesetzt, ihn so lange wie möglich am Leben zu halten, damit sein Leiden nicht so schnell endet.«

Jacqueline bemerkte deutlich, wie der Hass immer stärker seine Stimme und seine Augen erreichte. Aber er bekam seine Emotionen wieder in den Griff und zwang sich erneut ein Lächeln ab. »Alles natürlich rein hypothetisch, das verstehen Sie doch, oder?«

»Selbstverständlich, alles rein hypothetisch, ich verstehe.« Sie verstand tatsächlich, aber dies war nicht der Ort, an dem sie darüber mit Dex sprechen wollte.

Sie folgte den wenigen Worten, die Dex noch mit dem Chinesen wechselte, nicht mehr wirklich aufmerksam. Alles in ihr drängte danach, Dex am Arm zu zupfen und ihn zu bitten, diesen ungastlichen Ort so schnell wie möglich zu verlassen. Sie wusste bereits alles, was sie hatte erfahren wollen.

Sie musste sich zwingen, sich die Erleichterung nicht allzu deutlich anmerken zu lassen, als Dex schließlich aufstand und ohne ein Abschiedswort hinter ihr den Raum verließ.

Sie wollte ihm bereits vor der Tür etwas sagen, doch er stoppte sie mit einem auf die Lippen gelegten Zeigefinger. Auf dem Weg nach draußen überlegte sie sich sorgfältig, was sie Dex gleich erzählen würde ... und vor allem wie.

Während sie zum Wagen gingen, hielt sie es fast nicht mehr aus. Als Dex auflachte und sie am Arm festhielt, merkte sie, dass er sich ein wenig über sie amüsierte. »Na los, raus damit! Was hast du für ein Gefühl gehabt?«

Sie ärgerte sich über sich selbst, dass sie sich so deutlich ihre Ungeduld hatte anmerken lassen. Es war ihr peinlich, aber das wollte sie Dex nicht sagen. Dafür fiel ihr ein, was sie ihn hatte fragen wollen und dass sie ihn damit auch noch ein wenig auf die Folter spannen konnte. Sollte er doch selbst mal neugierig werden. »Was ich dich eigentlich schon die ganze Zeit fragen will: Was hat es mit dem Namen ›Xiaopang‹ auf sich? Was bedeutet er?«

Dex wirkte ein wenig überrascht, aber er lächelte, als er ihr antwortete: »Ach ja, das bin ich dir tatsächlich noch schuldig. Es ist ein Schimpfname, wie man ihn Kindern gibt, und bedeutet so viel wie ›kleiner Dicker‹. Ich wollte ihn ein wenig aus der Reserve locken.«

»Das hast du geschafft. Die unterdrückte Wut war so stark, dass ich befürchtete, er würde dir gleich an die Gurgel gehen. Ich verstehe aber nicht, warum er diesen Schimpfnamen hat, er ist doch weder klein noch dick?«

»Nun ja, er ist es heute nicht mehr, aber als Jugendlicher war er es. Und wenn es stimmt, was von ihm

behauptet wird, hat er schon mehr als einen Menschen nur wegen der Nennung dieses Schimpfnamens getötet.«

Jacqueline war beeindruckt. Weniger von der Tatsache, dass der Chinese mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Mörder war, als vielmehr von dem Umstand, dass ihre Beobachtungen und Empfindungen im Hinblick auf Shixin korrekt gewesen waren. »Es wird nicht nur behauptet, er hat tatsächlich getötet, das habe ich eindeutig gespürt. Und was die Mongolen angeht – sein hypothetisches Beispiel war die verschleierte Schilderung einer Tat, die so tatsächlich passiert ist.«

Sie schüttelte sich bei dem Gedanken, was der Chinese einem Mongolen irgendwann einmal angetan hatte – auch wenn sein Opfer es verdient haben mochte.

Quatsch, schalt sie sich eine Närrin, kein Mensch hat ein solches Schicksal verdient.

»Bist du dir sicher?«, fragte Dex, und sie spürte, dass da ein wenig Unglaube mitschwang.

»Absolut. Er hasst die Mongolen, aber er würde sie nicht aus einer Laune heraus töten. Ich bin der festen Überzeugung, dass er tatsächlich nichts mit den Morden zu tun hat, obwohl sie ihn deutlich erfreuen. Ich befürchte, wir müssen die Gruppe oder den Täter, der für diese Sauerei verantwortlich ist, woanders suchen.«

Der bewundernde Blick von Dex tat ihr so gut, dass sie ihn anstrahlte, was der Situation überhaupt nicht angemessen schien. Aber es war Labsal für ihre Seele, als Dex sie mit beiden Händen an den Oberarmen anfasste und ihr tief in die Augen sah. »Ich wusste genau, dass wir jemanden wie dich in unserer Truppe brauchen. Es war

eine gute Entscheidung, dich hierher zu holen. Danke für deine Einsichten.«

Den Rest des Weges zum Wagen ging Jacqueline wie auf Wolken. Sie hatte keinen Blick mehr für die Umgebung oder sonst irgendetwas als Dex.

KAPITEL 5

Ich ließ den Tag Revue passieren, als ich gegen 18:00 Uhr endlich zu Hause angekommen war.

Nachdem wir uns im Team ausgetauscht hatten und unsere Erfahrungen und Erlebnisse so genau wie möglich geschildert hatten, hatte die Phase des Brainstormings begonnen. Jeder hatte seine Eindrücke, auch zu den Schilderungen der anderen, kundgetan ... und was er daraus für Schlüsse zog. Ich hatte nach Ideen für das weitere Vorgehen gefragt und gehofft, dass mir selbst ein Einfall kommen würde.

Basil war der Meinung gewesen, dass die Ergebnisse der Rechtsmedizin und der Kriminaltechnik die größten Chancen bieten würde, den Tätern auf die Spur zu kommen.

Sabina war eine große Verfechterin des »cui bono?«-Ansatzes (»Wem zum Vorteil?«). Wer profitierte am meisten von den Morden? Galt es, einen geschäftlichen Konkurrenten auszuschalten oder war es einfach nur Rache? Wenn ja, wofür?

Chang wollte das Netz danach durchforsten, was über die Geschäfte der »Dschingis« bekannt war – war in letzter Zeit ein neuer Konkurrent aufgetreten? Hatte die Gruppe ihre Geschäfte auf einen neuen Zweig ausweiten wollten?

Boris setzte auf seine Informanten, die er morgen abklappern wollte. Mir war bekannt, dass er eine große Anzahl an Kontaktpersonen hatte, die ihm aus den unterschiedlichsten Gründen immer wieder ihre Erkenntnisse oder auch nur Gerüchte lieferten: für Geld, aus Angst, weil sie ihm etwas schuldig waren oder weil er sie erpresste. Ich wusste, dass Boris nicht zimperlich war ... und ich duldete es, solange er nicht zu sehr über die Stränge schlug. Mir war klar, dass wir in unserem Beruf die Grenzen der Gesetze bis zum Limit ausnutzen mussten ... und, wenn es notwendig war, in begründeten Einzelfällen auch ein wenig über sie hinaustreten. Es war manchmal hart für mich, hatte mein Vater mir doch die unbedingte Treue zum Staat und die Befolgung seiner Gesetze beigebracht. Er war als Auswanderer vor 40 Jahren nach Deutschland gekommen und hatte sich ein Imperium von Chinarestaurants aufgebaut. Deshalb

war er dem deutschen Staat und seinen Bewohnern in einem Maße verbunden gewesen, dass er ... zumindest den Erzählungen meiner Mutter nach ... nicht mit der Wimper gezuckt hatte, als sie »Xaver« als Vornamen vorgeschlagen hatte.

Einfältiger Kerl! Er hatte nie begriffen, wie das wirklich funktionierte mit der Gesetzestreue. Ich hatte einmal, als ich schon eine recht gute Position bei der Polizei hatte, versucht, ihm klarzumachen, dass man Gesetze auch mal beugen musste, wenn man die bösen Buben mit ihren eigenen Waffen schlagen wollte. Genauso gut hätte ich versuchen können, einer Eiche zu erklären, dass sie sich am besten dem Wind beugen sollte, anstatt sich gegen ihn zu stemmen.

Inzwischen hatte ich kaum noch Kontakt zu meiner Familie, was ich bisweilen bedauerte. Aber es war besser für sie. In meinem Beruf war es sowieso am besten, überhaupt keine Familie zu haben. Deswegen konnte ich auch nicht mit Frau und Kindern dienen. Das Einzige, was ich für meine Verwandten tun konnte, war, sie nicht in Gefahr zu bringen, weshalb ich jeglichen Kontakt zu ihnen vermied ... auch wenn es mir manchmal sehr schwerfiel. Alles, was ich derzeit vorzuweisen hatte, das entfernt an eine Familie herankam, waren meine Mitbewohner, mit denen ich manchmal abends zusammensaß und mich austauschte, soweit es mein Beruf zuließ. Jeder von ihnen hatte schon vor unserem Zusammenziehen gewusst, dass ich bei der EPO als Polizist arbeitete, aber niemals, was genau ich dort machte – es hatte sie aber auch nie wirklich interessiert.

Es war einer der wenigen Abende, an denen all meine Mitbewohner gleichzeitig anwesend waren und in der Gemeinschaftsküche, dem größten Raum der Wohnung, ihr Abendessen zu sich nahmen, als ich die Wohnung betrat.

Jinjin, die süße kleine Chinesin mit den gelegentlichen, lustigen kleinen Grammatikfehlern, war die Erste, die auf mein Erscheinen reagierte. »Hi, Dex, schön du bist da, willst du nicht uns mitessen?«

Ich stand in der Tür zur Küche und musste mich beherrschen, nicht in das laute Lachen der anderen einzufallen. Mahindra, der Inder, konnte sich wie meist nicht zurückhalten, einen Kommentar zu Jinjins grammatikalischen Ausrutschern abzugeben: »Ich denke nicht, dass er es schafft, uns alle zu essen, und ich würde ihm sowieso nicht schmecken.«

Dieser Spruch löste erneut Erheiterung in der Runde aus, und Jinjin, was so viel bedeutete wie »die Goldene« war diejenige, die am lautesten lachte. Sie nahm es niemals übel, wenn man sie korrigierte oder über ihre sprachlichen Missgeschicke lachte. Ein echter Sonnenschein, die kleine Chinesin. Sie arbeitete als Verkäuferin in einem überwiegend von Asiaten besuchten Modegeschäft im Zentrum Frankfurts. Mahindra war Manager eines Automobilhauses und der einzige der WG, der über ein eigenes Auto verfügte, was in der heutigen Zeit ein außergewöhnliches Statussymbol war, wie es sich nur Wenige leisten konnten.

Romina, die Rumänin, war mit knapp über 40 Jahren die Älteste der gesamten Gruppe. Sie hatte bis vor einigen Wochen in einem Spezialitätenrestaurant als Köchin

gearbeitet, bis ihr der Besitzer an die Wäsche wollte und sie ihm eine schallende Ohrfeige versetzt hatte. Ich war mir natürlich sicher, sie hatte ihn nicht nur meinetwegen gehrfeigt. Aber ich hatte sehr schnell gemerkt, dass Jinjin und sie aus mir nicht nachvollziehbaren Gründen sehr auf mich standen und am liebsten sofort etwas mit mir angefangen hätten. Bisher hatte ich alle – glücklicherweise recht zaghaften – Annäherungsversuche abwehren können, ohne eine der Frauen zu beleidigen. Ich mochte sie, rein menschlich, aufgrund ihres Charakters, aber beide waren nicht wirklich der Typ Frau, bei dem ich hätte schwach werden können. Jinjin war mir zu klein und Romina zu ... voluminös, um es mal vorsichtig auszudrücken.

Die beiden anderen Männer waren dickste Freunde, die Jüngsten in unserer Truppe und bei derselben Firma als Programmierer beschäftigt. Sie lebten größtenteils in ihrer eigenen kleinen Welt der Bits und Bytes, beteiligten sich selten an gemeinschaftlichen Aktivitäten und hatte auch einen etwas anderen Lebensrhythmus als der Rest. Es hatte mich immer angenehm berührt, dass der Russe und der Syrer so gute Freunde haben werden können. Achmed und Vladimir zeigten auf beeindruckende Weise, wie das neue Europa dafür gesorgt hatte, dass Menschen bestens miteinander auskamen, die aus sehr unterschiedlichen Kulturen stammten und verschiedenen Religionen angehörten. Ich wusste, dass Valdimir russisch-orthodoxen Glaubens und Achmed Muslim war. Und dennoch hätte man, von dem unterschiedlichen Äußeren abgesehen, meinen können, man hätte es mit eineiigen Zwillingen zu tun.

Wieder einmal merkte ich, wie wohl ich mich in dieser Gemeinschaft fühlte. Das, was ich hier erleben durfte, war exakt das, was ich mir in meiner Jugend immer für Europa gewünscht hatte: Freundschaft und Frieden über alle ethnischen und religiösen Unterschiede hinweg.

Ich war 17, als in Italien der Aufruhr ausbrach, den die gewaltbereiten Aufrührer selbst gern beschönigend als »die Rebellion des Christentums« bezeichneten. Die Bewertung in den Geschichtsbüchern machte allerdings nicht die vorgeschobenen Glaubensunterschiede für den Ausbruch der Gewalt verantwortlich, sondern die schwere wirtschaftliche Lage, in der sich ganz Europa befand. Die Lebensmittelknappheit aufgrund des Wegfalls der Lebensmittel-Importe aus Russland, Polen und Tschechien sowie der Beinaheverdopplung der Bevölkerung auf einen Schlag waren noch immer nicht gänzlich bewältigt. Hinzu kamen wirtschaftliche Einbrüche und die daraus folgende Arbeitslosigkeit, weil zahlreiche Staaten nicht mehr existierten und somit den hochtechnisierten Ländern Europas die dort produzierten Waren nicht abkaufen konnten. Für viele dieser Produkte war zudem in den bewohnbaren Ländern der Markt mangels Bedarf und verfügbarem Geld fast völlig zusammengebrochen.

Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Hunger, grundsätzliche Existenzängste und eine allgemeine Fremdenfeindlichkeit steigerten sich in einer nicht enden wollenden Spirale und summierten sich schließlich bis zum Überkochen. Das führte dazu, dass es in Italien unter dem Deckmantel des religiösen Kampfes gegen die vermeintlichen »andersgläubigen Invasoren« zu ersten gewalt-

tätigen Übergriffen gegen Flüchtlinge kam. Während ich noch die Italiener verdammt hatte, schwappte die Welle der Gewalt über die Alpen und ergriff schließlich auch Deutschland und Frankreich. Als Flüchtlingsheime brannten und öffentliches Lynchen von angeblich gewalttätigen Flüchtlingen fast an der Tagesordnung war, kam es zum offenen Kampf zwischen Polizei und Aufständischen, aber auch innerhalb der Polizei gab es genügend Sympathisanten.

Selbst die Drohung des Papstes, alle an fremdenfeindlichen Aktionen beteiligten Katholiken zu exkommunizieren, hatte keine Besserung herbeigeführt. Nach vielen Tausenden Todesfällen in ganz Europa war es eine einzelne Person, die die Wende herbeiführte. Es war der 4. August 1991, als in Paris, mitten auf dem Platz vor dem Eiffelturm, ein 13-jähriges Mädchen aus Butan vor den laufenden Kameras der TV-Teams aus aller Welt ein anrührendes Statement von sich gab. Sie trauerte um ihre Eltern, die am Tag zuvor von einem aufgewiegelten Mob getötet worden waren. Sie schilderte unter Tränen und in holprigem Englisch, wie sie aus den Bergen des Himalaja vor dem Strahlentod geflüchtet waren, wie ihre drei älteren Geschwister auf dem Weg nach Europa ums Leben gekommen waren und wie ihre Eltern versucht hatten, das Leben ihrer Tochter zu retten, um ihr irgendwann einmal eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Sie gab ihren Traum preis, Ärztin zu werden, damit sie anderen Menschen würde helfen können.

Ihre Geschichte rührte die meisten Zuhörer zu Tränen, aber das allein hätte keine Wende herbeiführen können. Am Ende ihrer Schilderung schlug die Kleine ihren wei-

ten Umhang zur Seite, unter dem sie einen Kanister verborgen hatte. Sie sprach einige Worte in ihrer Muttersprache, die erst später übersetzt wurden, und zündete eine an dem Kanister befestigte Lunte an. Noch bevor einer der verblüfften Zuschauer auch nur einen Finger rühren konnte, stand sie im Zentrum eines großen Feuerballs. Selbst wenn einer der Umstehenden schnell genug reagiert hätte – die ungeheure Hitzeentwicklung verhinderte, dass sich jemand diesem Ort des Schreckens mehr als drei Meter nähern konnte. Das Mädchen hatte gesagt: »Ich möchte bei meinen Eltern und Geschwistern sein, und ich glaube, dort habe ich Frieden und muss keine Angst mehr haben.«

Die Bilder waren immer und immer wieder um den Erdball gegangen. In Großaufnahmen, in Zeitlupe und mit Untertiteln, die die letzten Worte des Mädchens in jeder Sprache der Welt wiedergaben. Einen Tag lang gab es keinerlei Übergriffe gegen Nichteuropäer, dann waren es zwei Tage, dann drei. Es erfolgte ein Umdenken, und keine Partei, politische Strömung oder religiöse Gruppierung wagte es, angesichts des Dramas um das junge Mädchen, ausländischerfeindliche Parolen zu verbreiten. Es war die Woche in der ich mich dazu entschied, Polizist zu werden und zukünftig zu verhindern, dass Menschen anderen Menschen Gewalt antaten, nur weil sie glauben, nicht das zu haben, was sie verdienten.

Die Erinnerung an diese Zeit hatte mir die gute Laune verdorben. Ich konnte der heiteren und gelösten Stimmung in der Runde meiner Mitbewohner nichts mehr abgewinnen, geschweige denn mitlachen. Zu sehr hatte mich die bedrückende Erinnerung heruntergezogen.

»Leute, seid mir nicht böse, aber ich gehe ins Bett.«
Trotz Entgegnungen wie »Ach, bleib doch« und »Du kannst doch noch später schlafen«, zog ich mich zurück. In meiner Koje angekommen, merkte ich sehr schnell, dass es nicht die richtige Entscheidung gewesen war, mich von der Gruppe abzusondern. Die Dämonen der Vergangenheit suchten mich hier noch zahlreicher heim als in Gesellschaft in unserer Gemeinschaftsküche. Andererseits wollte ich nun nicht mehr zurückgehen. Das hätte den Eindruck erweckt, als hielte ich es allein in meiner Koje nicht aus. Die einzige Alternative, die mir in diesem Moment einfiel, war die Flucht nach vorn. Und »nach vorn« hieß nichts anderes als: Ab ins Nachtleben von Frankfurt.

KAPITEL 6

Das »Neolith« war derzeit die angesagteste Disco Frankfurts. Hier trafen sich die Kosmopoliten aller Ethnien

und Religionen, tanzten, tranken, feierten die ganze Nacht und manchmal auch noch den folgenden Tag. Es gab keine Einlassregeln wie in vielen anderen Clubs, und das »Neolith« war auch kein bevorzugtes Lokal einer bestimmten ethnischen Gruppe. Die Musik war ein moderner Mix verschiedenster Richtungen und gerade sehr angesagt. Mein Geschmack war sie nicht, aber ich ging auch nicht des Tanzens wegen hierher. Es war laut, es war verraucht und verrucht gleichermaßen, und man traf hier Leute, die man nirgendwo anders antreffen konnte: die Besonderen, die Außergewöhnlichen.

Also setzte ich mich an die Bar, bestellte mir einen »Neomax«, ein Gemisch aus verschiedenen europäischen und asiatischen Schnäpsen mit Kaffee und Sekt. Es war ein Modegetränk, das eigentlich nur einem Zweck diente: So schnell wie möglich zu vergessen, was einen gerade bedrückte. Es musste den Genen meiner Mutter zu verdanken sein, dass ich nicht so schnell wie die meisten Asiaten einen Rausch bekam und auch besser mit den Nachwirkungen des Alkohols zurechtkam. Dennoch reichte bereits der erste »Neomax« aus, um mich zu entspannen, meine Stimmung zu heben und mich mit der Betrachtung der anwesenden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts zu beschäftigen.

Eine junge Frau fiel mir sofort auf, vor allem, weil sie sich jeder Kategorisierung entzog, was für mich als erfahrenen Ermittler eine Seltenheit war. Ich konnte weder sagen, welcher Herkunft sie war, noch konnte ich ihr Alter auch nur ansatzweise schätzen. Sie hätte alles zwischen 17 und 30 sein können. Sie stach allein schon deswegen aus der Menge heraus, weil sie nach meiner

Schätzung etwa 1,85 groß war. Die Körpergröße sagte jedoch wenig über die Herkunft aus. Auch ich war mit 1,95 als Halbchinese ungewöhnlich groß, und es hatte in China schon immer Basketballspieler von sogar über zwei Metern gegeben.

Eine weitere Besonderheit, die mir sofort auffiel, war die Art wie sie sich bewegte. Es hatte etwas Katzenartiges, wie sie durch die Menge glitt, ohne jemanden zu berühren, ohne irgendwo anzustoßen, in einer einzigen, fließenden Bewegung. Ich konnte nicht anders, als es als anmutig zu bezeichnen. Bei jeder Bewegung konnte man das Spiel ihrer Muskulatur beobachten, was dem silbrig schimmernden und enganliegenden Einteiler geschuldet war, der ihren Körper von den Knöcheln bis zum Hals bedeckte. Ich fragte mich, wie sich jemand in mindestens zehn Zentimeter hohen Stiletos so elegant bewegen konnte. Ihre Figur war nach meinen Begriffen makellos: schlank, sehnig-muskulös und mit kleinen Brüsten, die sich deutlich durch das elastische Material ihres Anzuges abzeichneten. Hätte ich eine Vermutung anstellen müssen, wäre ich der Meinung gewesen, dass sie unter diesem Kleidungsstück keinerlei Unterwäsche trug. Ihr Gesicht war ausdrucksstark und gleichzeitig undefinierbar. Weder der Hauttyp noch die gleichmäßige Gesichtsfarbe gaben einen Hinweis auf die Herkunft. Die Haare, die glatt bis über die Schultern fielen, waren feuerrot, und ich bezweifelte, dass es ihre natürliche Farbe war. Am meisten beeindruckten mich nicht die vollen, sinnlichen Lippen, die mit einem silbrigen Lippenstift geschminkt waren, sondern ihre strahlend blauen Augen. Ich konnte aus der Entfernung nicht bewerten, ob es sich um ihre

natürliche Augenfarbe handelte oder ob sie getönte Kontaktlinsen trug.

Während sie durch die Menge der herumstehenden oder tanzenden Menschen glitt, balancierte sie einen blau leuchtenden Cocktail in einer flachen Schale. Dabei hatte ich den Eindruck, dass sich das Getränk in dem Glas nicht bewegte, während sie immer wieder Leuten auswich, die Route änderte oder sich mal schneller, mal langsamer in Richtung der Bar bewegte. Dass ich sie unverhohlen angestarrt hatte, wurde mir erst bewusst, als sie auf mich aufmerksam wurde. Unsere Blicke trafen sich und schienen sich aneinander festzusaugen. Ohne noch einmal den Blickkontakt zu verlieren, steuerte sie zielsicher auf den Teil der Bar zu, an dem ich auf einem Barhocker saß. Ihre Lippen hatten sich zu einem Anflug eines Lächelns verzogen ... aber ich konnte mich auch täuschen.

Schließlich stand sie direkt vor mir, blickte mich weiterhin an, und ich muss gestehen, dass ich in diesem Moment wie gelähmt war. Ich weiß nicht, wie lange wir uns noch schweigend angestarrt hätten, wäre sie nicht in die Offensive gegangen.

»Na, Großer, ist denn hier noch ein Platz frei?«

Ihre Stimme war wie eine Offenbarung. Sanft, ein wenig rauchig, aber dennoch klar und deutlich, trotz des Umgebungslärms gut zu verstehen. Ich konnte keinerlei Akzent in ihrem Englisch entdecken und musste sie weiterhin wie ein Vollidiot angestarrt haben, denn als Nächstes begann sie laut zu lachen.

»Mach den Mund zu, Großer, selbst in diesem verrauchten Etablissement könnte es Fliegen geben, die hineinschwirren.«

Mit einer fließenden Bewegung schwang sie sich auf den neben mir stehenden freien Barhocker, wobei die Oberfläche ihres Drinks sich nicht einmal bewegte.

»Ich bin Lilith, und du bist offensichtlich stumm, du Armer.« Das Bedauern in ihrer Bemerkung wurde von dem belustigten Ausdruck in ihren Augen ad absurdum geführt. Sie war sich ihrer Wirkung auf das männliche Geschlecht sehr wohl bewusst.

Ich musste mich mehrmals räuspern, bevor ich in der Lage war, etwas zu sagen. »Dex ... also, ich bin Dex. Angenehm, deine Bekanntschaft zu machen.«

Sie sah mich lange und abschätzend an. »Halb Chinese und halb Mitteleuropäer«, stellte sie schließlich ohne einen Hauch von Unsicherheit fest. »Wer war was?«

Ich wusste selbstverständlich genau, was sie meinte. »Vater Chinese, Mutter Deutsche.« Was für eine seltsame Unterhaltung. Einen Augenblick lang wusste ich nicht, wie ich das Gespräch fortsetzen sollte. Das für mich peinliche Schweigen schien sie nicht im Mindesten zu verunsichern. Verdammt, es war sonst nicht meine Art, wie ein kleiner Junge herumzustomtern, ohne zu wissen, was ich sagen sollte. »Wenn ich ehrlich bin, kann ich deine Herkunft nicht so sicher bestimmen. Hilf mir weiter. Woher stammst du? Ich gebe zu, ich habe nicht die geringste Ahnung.«

Ihr Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen. »So ist es gedacht. Das ist und bleibt mein Geheimnis, mein Großer. Aber wir können gern über andere Dinge reden. Was machst du so?«

Ich war einen Moment lang versucht, ihr zu sagen, dass ich Polizist sei, entschloss mich im letzten Augenblick

aber dagegen. »Ich bin Softwareentwickler bei einer IT-Firma«, benutzte ich die Standardlegende, die Polizisten gern verwendeten. Es gab kaum Menschen, die sich mit Computern wirklich auskannten, und so war die Gefahr, an einen »Kollegen« oder eine »Kollegin« zu geraten, auf ein Minimum reduziert.

Umso mehr überraschte mich ihre Reaktion. Sie lachte schallend und musste erstmals den Cocktail abstellen. »Na so ein Zufall. Da haben wir ja eine Menge gemeinsam. Ich bin nämlich Hackerin.«

Ich war zwar kein Softwareentwickler, aber was ein Hacker war, wusste ich dank meines Kollegen Lee Chang, der Ähnliches schon oft versucht hatte.

Mein vermutlich ziemlich dümmlicher Blick schien sie noch mehr zu erheitern. Als sie sich wieder beruhigt hatte, verblüffte sie mich noch mehr, als ich es für möglich gehalten hätte. »Netter Versuch, großer Polizist, aber dein Beruf steht dir quasi auf die Stirn geschrieben.«

Nun wusste ich überhaupt nicht mehr, woran ich war. Sie blickte mich an, als erwarte sie eine bestimmte Reaktion auf ihre Behauptung.

Langsam fingen meine Gehirnzellen wieder an zu arbeiten, als sich die Hormone zurückzogen und ein normales Denken möglich wurde. »Wer hat es dir gesteckt? Der Besitzer der Bar? Wen kennst du hier, der weiß, wer ich bin?«

Ihr Grinsen erlosch und sie zuckte wie um Verzeihung bittend mit den Achseln. »Erwischt. Ich gestehe, ich habe einen Kontakt in der Bar, der mir gesagt hat, wer du bist. Schlimm?«

Sie blickte mich nun mit einem Ausdruck an, den ich als »hoffnungsvoll« interpretierte ... aber ich war mir meiner Beobachtungsgabe nicht mehr sicher. Deutlich spürte ich, wie meine Hormone wieder die Macht übernahmen. Ich wollte das nicht zulassen, befürchtete aber, dass mein Wille nicht stark genug sein würde.

»Nein, nicht so wild«, hörte ich mich sagen und hätte mich im selben Moment ohrfeigen können.

»Schön, dann können wir ja jetzt zum gemütlichen Teil übergehen. Was trinkst du da? Ist das ein ›Neomax‹?«

»Ja. Möchtest du auch einen?«

Sie trank den Rest ihres nur noch zu einem Viertel gefüllten Glases und stellte es dann auf der Bar ab. Ihr sofort danach ohne Zögern geäußertes »Ja, gern« verblüffte mich ein wenig, denn der starke Drink war nichts für schwache Gemüter. Einer Frau ihrer Statur traute ich maximal zwei Gläser zu, dann würde sie ihre Zunge nicht mehr unter Kontrolle haben ... was mir natürlich entgegenkam.

»Bartender, noch mal zwei ›Neomax‹ für die Lady und mich!«, orderte ich und war gespannt, wie sich dieser Abend entwickeln würde.

Eine Stunde später war ich mir nicht mehr sicher, was ich von der Situation halten sollte. Ich hatte gerade meinen dritten »Neomax« beendet und Lilith ihren zweiten. Ich hatte mich immer als relativ trinkfest empfunden und hätte erwartet, dass Liliths Zunge langsam schwerer würde ... was aber nicht der Fall war. Ich dagegen hatte meine Aussprache nicht mehr vollständig unter Kontrolle, und was das Schlimmsten war – es war mir ziemlich egal. Diese Frau übte eine Faszination auf mich aus,

wie ich es noch nie zuvor erlebt hatte. Eine meiner Verflorenen hatte mir einmal gesagt, ich sähe »Hammer« aus und alle Frauen würden auf mich fliegen. Ich selbst empfand das nicht ganz so und war auch grundsätzlich vorsichtig, wenn Frauen mir zu offensichtlich Avancen machten. Bei Lilith war allerdings das genaue Gegenteil der Fall. Mehr als einmal während unserer Unterhaltung hatte ich den Eindruck, dass sie sich über mich lustig machte. Sie fragte mich nicht aus, wollte keine Details meines Berufes wissen und machte mir auch keine eindeutig zweideutigen Angebote ... leider.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich von ihr, dass sie als Freelancerin arbeite, also freiberufliche Auftragnehmerin im Bereich der Absicherung von Firmen gegen Hacker war. Wer konnte besser herausfinden, ob eine Firma angreifbar war, als jemand, der selbst in der Lage war, in fremde Netze einzudringen. Wir sprachen über ihre Hobbys, ihre Vorlieben bei Speisen und Getränken, ihren Musikgeschmack, was sie gern las oder an Filmen konsumierte.

In meinem Hinterkopf entstand der vage Gedanke, dass ich nun jede Menge über sie wusste und sie so gar kein Interesse an mir zu haben schien. Ich wusste nicht, ob ich froh oder enttäuscht sein sollte. Was sie allerdings unter keinen Umständen preisgeben wollte, war alles, was mit ihrer Herkunft oder ihrem Alter im Zusammenhang stand oder einen Rückschluss auf einen der beiden Punkte zuließ.

Um 2:00 Uhr blickte sie auf ihre winzige Armbanduhr und stellte trocken fest: »Ich denke, es wird Zeit, den Heimweg anzutreten.«

Sie wartete weder ab, ob ich dazu eine Meinung hatte, noch ob ich ebenfalls die Lokalität verlassen wollte. Mit der ursprünglichen, um kein Jota verminderten Eleganz glitt sie von ihrem Barhocker und bewegte sich in Richtung Ausgang. Ich beeilte mich, ein paar Scheine aus der Hosentasche zu ziehen und dem Bartender hinzuwerfen. Es war mehr als ausreichend, weshalb ich keine Bedenken haben musste, dass er mir hinterherrufen würde.

Es gelang mir, sie kurz vor Verlassen des Clubs einzuholen, wobei ich zu meinem Leidwesen feststellen musste, dass ich mich bei Weitem nicht so elegant durch die Masse der noch immer die Tanzfläche füllenden Leiber hindurchschlängeln konnte wie sie. Mein Abgang kam dem eines amerikanischen Football-Spiels näher, als mir lieb war. Ich ignorierte die teilweise erbosten Ausrufe, denn für Entschuldigungen war keine Zeit.

»Warte!«, rief ich Lilith zu. »Wie kann ich dich erreichen? Wir müssen diese Unterhaltung unbedingt ein anderes Mal fortsetzen.«

Sie blieb stehen und drehte sich langsam zu mir um. Wieder zeigte sie diesen nachdenklichen Blick, und sie schien zu überlegen, ob sie mir ihre Erreichbarkeit mitteilen wollte.

Dann lächelte sie. »Okay, wie sieht es aus? Noch auf einen Kaffee bei mir zu Hause?«

In Zeiten der Wohnraumnot waren Single-Wohnungen extrem selten, stattdessen galten Wohngemeinschaften wie meine als das Maß der Dinge. So hatten sich für One-Night-Stands die sogenannten Love-Hotels eingebürgert, in denen man rund um die Uhr ein Zimmer auf

Stundenbasis mieten konnte. Aber das war nicht, was Lilith mir gerade angeboten hatte.

Es musste an dem fortgeschrittenen Grad meiner Alkoholisierung liegen, dass ich die idiotische Frage stellte: »Wohnst du allein?«

Ihr herzhaftes Lachen ernüchterte mich ein wenig.

»Darf ich das als ein Ja werten? Natürlich wohne ich allein, du großes Dummerchen. Komm, es sind nur ein paar Stationen mit der U-Bahn. Bis dorthin gehen wir zu Fuß.«

Sie hakte sich bei mir ein und gemeinsam verließen wir den Club und traten in die recht kühle Nachtluft hinaus.

KAPITEL 7

4:00 Uhr morgens war die allerbeste Zeit, um Informanten zu treffen, das wusste Boris Kasov aus langer Erfah-